

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1923

6. Die Sprachform

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5305)

SECHSTES KAPITEL

DIE SPRACHFORM

Man könnte versuchen die homerischen Gedichte so zu drucken, wie sie von der Kommission des Peisistratos aufgeschrieben worden sind. Angenommen die Aufgabe wäre reinlich gelöst, so würde der Text immer noch eine reichliche Menge grammatischer Unklarheiten, unorganischer Gebilde, ja geradezu falscher Formen bieten; denn die Sänger, welche während der letzten Generationen vor Peisistratos die epische Poesie gepflegt hatten, waren selbst über einen Teil der Worte und Formen, deren sie sich bedienten, im unklaren gewesen, weil diese aus einer ihnen fremden Mundart stammten. Diese Ansicht, die von Anfang an einen der Ausgangspunkte für unsere »Grundfragen« gebildet hatte, ist in den letzten anderthalb Jahrzehnten durch bedeutende Forschungen bestätigt und genauer bestimmt worden.

I

Wenn wir α 7 lesen: αὐτῶν γὰρ σφετέρῃσιν ἀτασθαλίῃσιν ὄλοντο, so wird es uns nicht schwer den Plural zu verstehen: wir denken an »Dummheiten, Torheiten, Tollheiten« und übersetzen »Freveltaten« oder »frevelhaftes Treiben«. Diese Auffassung ist auch da möglich, wo sich dieselbe Dativform auf nur eine handelnde Person bezieht (κ 437. X 104); meist aber sind es mehrere, noch 6 mal. Dazu kommen, beide Male von den Freiern gesagt, ἀτασθαλίαι φ 146 und δι' ἀτασθαλίας ψ 67. Hesiod hat εἴρ. 260 f.: ὅφρ' ἀποτείσῃ δῆμος ἀτασθαλίας βασιλέων. Der Plural hat überall einen halbkonkreten Sinn; den abstrakteren Singular gebraucht erst Simonides, in einem Epigramm auf Hippias' Tochter Archidike, deren Bescheidenheit er rühmt: οὐκ ἤρθη νοῦν ἐς ἀτασθαλίην (bei Thuk. VI 59). — Weniger klar liegen die Verhältnisse bei zwei verwandten Begriffen. Οὐδ' ἔτι σε χρή νηπιέας ὀχέειν (α 296 f.) scheint zwar für ursprüngliche Kraft des Plurals zu zeugen; denn der Singular würde ebenso gut in den Vers gepaßt haben. Aber auch der

findet sich bei Homer: ἐν νηπιῇ ἀλεγεινῇ I 491, ohne erkennbaren Bedeutungsunterschied gegenüber den Stellen, wo mit νηπιήσι die Handlungsweise eines einzelnen motiviert wird (O 363. Υ 411. ω 469). Und ἀφραδίησ(ι) wird 7 mal¹⁾ mit Bezug auf einen gesagt, ebenso δι' ἀφραδίας τ 523, nur einmal mit lebendigem Plural: αὐτῶν γὰρ ἀπώλομεθ' ἀφραδίησιν (κ 27). Nimmt man dazu B 368 ἢ ἀνδρῶν κακότητι καὶ ἀφραδίη πολέμοιο, so wird man geneigt sein der Ansicht zuzustimmen, daß der Singular das diesem Begriff eigentlich Zukommende gewesen sei; er hat sich da erhalten, wo »Unkenntnis« durch Angabe des Gegenstandes (πολέμοιο) näher bestimmt war, während sonst in der Regel, ohne schärfere Beachtung des Sinnes, die Form gewählt wurde, die sich dem Rhythmus des Hexameters am gefälligsten einfügte, ebenso wie in ἀγνορήσιν, ὁμοφροσύνησιν, αἰδρεῖησι, κακορραφήσι usw.

Dies ist die Ansicht von Kurt Witte, in dessen Buche »Singular- und Plural. Forschungen über Form und Geschichte der griechischen Poesie« (1907) das ganze Gebiet verwandter Erscheinungen scharfsinnig untersucht ist. Eine im einzelnen längst gemachte Beobachtung, von dem Einfluß des Hexameters auf die Bildungen der epischen Sprache, hat er näher verfolgt und ist zu wirklichen Entdeckungen gelangt. Am überzeugendsten bei solchen Benennungen, die körperlicher Art oder doch vom Körperlichen ausgegangen sind.

Der Plural von κλισίη bezeichnet ein Zelt mehr als ein dutzendmal, doch immer nur im Dativ — z. B. H 313. N 256 (vgl. 261) —; der Grund kann nur darin liegen, daß mit κλισίησι neben κλισίη eine erweiterte Möglichkeit der Verwendung im Verse gegeben war, was für κλισίαι und κλισίας nicht zutraf. Der Genetiv Plur. ist nahezu beschränkt auf die Formel νεῶν ἄπο καὶ κλισιάων; in lebendigem Gebrauche steht er nur M 155 (σφῶν τ' αὐτῶν καὶ κλισιάων) und Ψ 112 (πάντοθεν ἐκ κλισιών). Trotzdem bleibt es eine Laune des dichterischen Sprachgebrauchs, die wir als solche auch nach Wittes Erklärungsversuch (S. 40) gelten lassen müssen, daß κλισιάων niemals im Sinne der Einzahl verwendet worden ist. In einem Falle wie T 119: αὐτὰρ ἐπειτά σε δαίτῃ ἐνὶ κλισίῃς ἀρεσάσθω, wo die pluralische Form für den Vers nichts ausmacht, mag man zweifeln, ob sie durch zunehmende Gewöhnung des Dichters oder eines Abschreibers hereingekommen ist; einige Hdss. haben κλισίη. — Getreidenamen wie ζεαί, κριθαί, ὄλυραι sind Massenbezeichnungen. Diese drei finden sich bei Homer nur im Plural, ebenso in der Regel ἄλφιτα (12 mal); aber ἄλφίτων paßte nicht in den Hexameter, und so heißt es ἄλφίτου ἀκτὴ oder ἄλφίτου ἱεροῦ ἀκτὴ (β 355.

1) Auf die Verwendung von Ξ 481 muß verzichtet werden, weil da die Lesart zweifelhaft ist.

Ξ 429; Λ 631). Neben πυροί (2 mal) fehlt die entsprechende Form des Singulars, im Genetiv steht sinngemäß ὄγμον πυρῶν ἢ κριθῶν Λ 68 f.; aber für den Akkusativ ist der epische Sprachgebrauch nicht bei der spondeischen Pluralform geblieben, die nur einmal erscheint (φέρησι δὲ γαῖα μέλαινα πυροὺς καὶ κριθάς τ 111 f.), sondern hat sich das bequemere πυρόν geschaffen, das 5 mal vorkommt, immer mit Benutzung seiner trochäischen Gestalt (πυρόν ἔδουσιν, πυρόν ἐρεπτόμενοι u. ä.). Nicht anders bei λαοί »Leute, Mannen«, dessen Statistik nach Witte (S. 10. 79) so aussieht:

λαοί	46 mal	λαός	28 mal
λαῶν	106 »	λαοῦ	2 »
λαοῖσι(v), λαοῖς	18 »	λαῷ	2 »
λαοὺς	14 »	λαόν	78 »

Anlaß zur Umbildung des ursprünglich pluralischen Begriffes gab der Akkusativ, wo λαόν beweglicher war und deshalb viel häufiger geworden ist als λαοὺς; von da aus wurden vereinzelt λαῷ, λαοῦ gewagt, dieses übrigens in einem Falle (K 364) so gestellt, daß der Plural nicht möglich gewesen wäre: λαοῦ ἀπομήξαντε. Im Nominativ bot die singularische Form zwar an sich keinen Vorteil, wohl aber mittelbar durch die Prädikatsverben: ἔσαγείρετο λαός (Ξ 248), ἔζετο λαός (B 99), πίπτε δὲ λαός (Θ 67. u. ö.), ἀκούετο λαὸς αὐτῆς (Δ 331) usw. Nur 6 von den 28 Beispielen sind so beschaffen, daß auch λαοί hätte stehen können (γ 304. Λ 764. 796. Σ 153. Ψ 156. Ω 665), darunter bemerkenswert das vorletzte: σοὶ γάρ τε μάλιστά γε λαὸς Ἀχαιῶν πείσονται μύθοισι. Im übrigen trifft Wittes Erklärung (S. 45) zu, daß die leichtere Verwendbarkeit der zugehörigen Verbalform dem Aufkommen von λαός neben λαοί günstig gewesen ist.

Noch ein Paar sei hervorgehoben, στήθος und φρένες, die entgegengesetzte Wege gegangen sind. Zu στήθος hat man, wohl unter Einfluß von πλευραὶ ὦμοι φρένες, einen »poetischen« Plural gebildet, neben dem jedoch in den meisten Kasus der natürliche Singular ein Übergewicht behauptet, am stärksten im Akkusativ (στήθος 29 mal, στήθεα 4 mal). Nur der Dativ στήθεσσι(v) fügte sich, zumal mit ἐνί oder περί, so bequem in den daktylischen Tonfall, daß er vollkommen herrschend geworden ist, 129 mal gegen ein einziges στήθει (O 650). Auch da, wo die Singularform in den Vers gepaßt hätte, zog man nun στήθεσι vor. Dabei kann in 2 Fällen der Vorteil mitgewirkt haben, den das paragogische ν brachte (Δ 430. Π 163); in 6 anderen gab einfach die Gewohnheit den Ausschlag¹⁾. — Das »Zwerchfell« hieß von rechtswegen

1) Witte, der στήθει schreibt, stellt sich den Hergang ein wenig anders vor (S. 18. 65 f.).

φρένες; Stellen wie 1301 (ὅθι φρένες ἦπαρ ἔχουσιν), K 10 (τρομέοντο δέ οἱ φρένες ἐντός), o 486 (ἦ μάλα δὴ μοι ἐνὶ φρεσὶ θυμὸν ὄρινας) zeigen die ursprüngliche Bedeutung. Auch in übertragenem Sinne blieb im allgemeinen der Plural: αἰεὶ δ' ὀπλοτέρων ἀνδρῶν φρένες ἡρέθονται (Γ 108), φρεσὶ γὰρ κέχρητ' ἀγαθήσιν (Υ 266), τίς τοί νυ θεῶν νηκερδέα βουλήν ἐν στήθεσσιν ἔθηκε καὶ ἐξέλετο φρένας ἐσθλάς; (P 475) usw. Bloß im Akkusativ ist daneben, in unwillkürlicher Angleichung an θυμόν, der Singular beliebt geworden: 21 mal in der Verbindung κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν, 8 mal im einfachen κατὰ φρένα und 20 mal sonst; zusammen 49, gegen 61 Belege für φρένας. Stellt man daneben die entsprechenden Verhältnisse für den Nominativ, 1 zu 22, und gar den Dativ, 1 zu 207, so kann man beinahe mit Händen greifen, wie vom Formelgebrauche des Akkusativs aus der Singular aufgekommen ist (Witte S. 72). Daß er ursprünglich nicht berechtigt war, empfindet noch der heutige Leser bei jenen vereinzelt Zeugnissen der am weitesten vorgeschrittenen Entwicklung: τὰ δ' ἐμῇ φρενὶ πάντα μέμνηεν (Ζ 65), ἐπεὶ Διὸς ἐτράπετο φρήν (K 45).

Die Proben werden ausreichen, um anschaulich zu machen, was schon zu Anfang angedeutet wurde und was Witte weiter an Flexion und Wortbildung beobachtet hat, daß die Dichter nicht zaghaft gewesen sind, ihre Sprache den Bedürfnissen des Verses anzupassen, daß sie zu diesem Zwecke den ursprünglichen und innerlich berechtigten Formen vielfach Gewalt angetan und sich einen vermehrten und geänderten Bestand geschaffen haben, von dem ein erkennbarer Teil nicht aus freiem Wachstum geschöpft, sondern nach äußeren Rücksichten zurechtgemacht war. So hätten sie mit ihrer lebendigen Muttersprache niemals verfahren können; der epische Dialekt, jedenfalls in der Periode, aus der die auf uns gekommenen Gedichte stammen, war eben keine natürliche Mundart, sondern eine Kunstsprache, die als solche erlernt und kunstmäßig gehandhabt wurde.

Dürfen wir nun sagen, »daß die Sprache des griechischen Epos ein Gebilde des epischen Verses ist«? Witte urteilt so (z. B. Glotta IV 237; V 8), mit allzu schneller Verallgemeinerung. Was wir beobachten können, ist doch nur Umbildung, nicht grundlegende Schöpfung. »Der Träger »der epischen Sprachform ist der Rhythmus; er war früher als sie; darum hat er ihre Gestalt bestimmt. Sein Einfluß auf die sprachliche »Form begann, als zuerst die Umgangssprache dem daktylischen Rhythmus angepaßt wurde; das blieb so, als man Jahrhunderte später die »Taten der Vorfahren in Epen schilderte.« So lesen wir bei Witte (Glotta IV S. 2), der im Anschluß daran ausführt, wie der Einfluß des Verses auf die Gestaltung der Sprachform zugleich ein konservierender

und ein ewig fördernder gewesen ist. Dies beides gewiß richtig; aber war es von Anfang an so? Da wir vom unteren Ende herkommen, müssen wir doch fragen, wieweit Wirkungen der beobachteten Art zeitlich hinaufreichen. War wirklich der Rhythmus früher da als die Sprache? Sie war es doch auch, die ihn trug. Das Verhältnis beider für die Anfangszeit der epischen Poesie zu erkennen wird nie gelingen, wenn wir uns nicht, vom unteren Ende herkommend, langsam heransarbeiten. Dazu gehört, daß wir von der Theorie des Verszwanges keinen zu freigebigen Gebrauch machen und uns zu solcher mechanischen Auskunft immer erst dann entschließen, wenn jeder Versuch, eine Form organisch zu verstehen, gescheitert ist.

Nebeneinander stehen in wirklichem Gebrauch ἄλγεα πάσχειν und πῆματα πάσχειν, beide oft so gestellt, daß das Substantiv mit der Verbalform zusammen den Versausgang bildet. Da nun außerhalb dieser Verbindung πῆματα selten vorkommt (εὐροι [bzw. δῆεις] δ' ἐν πῆματα οἴκῳ 1535. λ 115, ἡμῖν πῆματα πολλὰ θέσαν O 721), viel öfter der Singular, so hält Witte πῆματα für eine Analogiebildung nach ἄλγεα (Glotta I, 1909, S. 137/9; III 116). Um diese Vermutung zu stützen, merkt er an, daß das Zahlenverhältnis des Plurals zum Singular von ἄλγος bei Homer 79: 13 ist, von πῆμα 14: 33, und weist darauf hin, daß nach vokalischem Auslaut des vierten Fußes ἄλγεα unbrauchbar, der Ersatz durch πῆματα also willkommen gewesen sei. Aber in der bukolischen Diärese, die ja einen stärkeren Einschnitt bildete, war der Hiatus unbedenklich (vgl. S. 68 und Kap. 7); dieser Grund fällt also weg. Und wenn man einfach nach dem Zahlenverhältnis zu gehen hätte, so müßte man entsprechend vermuten, daß der Singular ἄλγος eine Analogiebildung nach πῆμα sei; daran denkt auch Witte nicht. Endlich wird aller Zweifel, der etwa entstehen könnte, dadurch gehoben, daß die Wortfügung πῆματα πάσχειν durch den vernehmlichen Zusammenklang der beiden Glieder innerlich gefestigt ist. — Daß der Akkusativ Ζῆν kein apostrophiertes Ζῆν(α) ist, vielmehr Ζῆνα, Ζηνός, Ζηνί durch fortwuchernde Analogie nach Ζῆν entstanden sind: diese herrschende Ansicht, die auf Osthoff zurückgeht, läßt auch Witte gelten. Die einsilbige Form selbst aber erklärt er für ein sekundäres Gebilde, hervorgerufen durch das metrische Bedürfnis, die den Vers schließende Formel ἐρῦοπα Ζεύς in den Akkusativ setzen zu können (Glotta III [1911] S. 113 f.). Tatsächlich findet sich Ζῆν bloß in dieser Verbindung (Θ 206. Ξ 265. Ω 331; Hesiod θεογ 884); daß aber ein griechischer Dichter in der Blütezeit des Epos — denn Ζῆν war ja die Vorstufe zu Ζηνός Ζηνί, die noch ganz geläufig geworden sind, — nur um des Verses willen eine so seltsame Form erfunden haben soll, ist eine etwas gewagte Hypothese. Um so weniger

werden wir sie annehmen, je natürlicher die sprachgeschichtliche Ableitung ist, die wir um ihretwillen aufgeben sollen. *Quod licet bovi, et licet Iovi*. Wir haben uraltes βῶν zu βοῦς (oben S. 99. 123), also Ζῆν — Witte selbst erinnert an skr. *dyām* — zu Ζεύς. Wackernagel hat gewiß recht, wenn er die neue Erklärung ablehnt und bei dieser Gelegenheit vor der Methode warnt, »Schwankungen und Absonderlichkeiten der homerischen Formgebung ausschließlich auf metrisches Bedürfnis zu gründen« (SUH. 12. 160 ff.).

Einen Faktor, der mitgewirkt hat den epischen Formenbestand allmählich zu wandeln, erkennt Witte ausdrücklich an: die Umgangssprache. Doch sei die alltägliche Gewohnheit an sich nicht stark genug gewesen, um Formen jüngeren Gepräges hereinzubringen; nur da sei dies geschehen, wo durch Verhältnisse des Verses der Modernisierungstrieb geweckt oder doch unterstützt wurde. Mit umfassender Untersuchung, vielfach in kritischer Auseinandersetzung mit Bechtel, hat Witte diese Beziehungen im Bereiche der Vokalkontraktion verfolgt, wodurch in der Tat der ganze Vorgang erst recht anschaulich und psychologisch verständlich geworden ist²⁾. Neben παρστήητον βλήεται δαμήετε steht eine kontrahierte Form in ω 532: ὥς κεν ἀναιμωτί γε διακρινθῆτε τάχιστα; sie kann hervorgerufen sein durch Erinnerung an Γ 102, wo die entsprechende Form des Optativs denselben Platz im Verse füllte: τεθναίῃ· ἄλλοι δὲ διακρινθεῖτε τάχιστα. Rechtmäßige Formen und mehrfach belegt sind φῆη, φθήη, στήη, βήη; vereinzelt finden sich:

τ 122 φῆ δὲ δακρυπλῶειν als Versanfang.

α 168 φῆσιν ἐλεύσεσθαι ebenso.

β 358 μήτηρ δ' εἰς ὑπερῷ' ἀναβῆ κοίτου τε μέδεται.

σ 334 μή τίς τοι τάχα Ἴρου ἀμείνων ἄλλος ἀναστῆ.

Für die ersten beiden können als Muster gedient haben Verse, die mit indikativischem φῆ (9 mal) oder φησίν (ε 105. π 63. ρ 522) begannen. Für ἀναβῆ weist Witte (S. 215 f.) darauf hin, daß 2 mal vor der männlichen Cäsur des vierten Fußes ἀναβᾶς vernommen worden war (Π 184. ε 470); für ἀναστῆ, das er nicht erwähnt, war ebenso ἀναστᾶς, 8 mal am Versende, ein wirksames Muster. — Τυδεΐδης, Τυδεΐδη, Τυδεΐδην, Τυδεΐδη waren am Versanfang wie vor der männlichen Cäsur des dritten Fußes geläufig; danach konnte dann, an eben diesen Stellen, Τυδεΐδew gewagt werden statt des ursprünglichen Τυδεΐδαι (Witte S. 223). Überall macht sich das Streben bemerkbar, die verschiedenen Flexionsformen eines Wortes für metrische Verwendung so einzurichten, daß sie dieselbe Reihe von Längen und Kürzen darstellen.

2) Witte, Die Vokalkontraktion bei Homer. Glotta IV (1912) S. 209—242. Über Bechtel vgl. oben S. 82.

Wundern muß man sich doch, daß nun $\tau\upsilon\delta\epsilon\acute{\iota}\delta\epsilon\omega$ häufiger ist (5 gegen 2) als das echtere $\tau\upsilon\delta\epsilon\acute{\iota}\delta\alpha\omicron$, obwohl dieses eine besonders beliebte Silbenfolge darstellt, die anderwärts vielfach, gerade nach Wittes Ansicht, den metrischen Rahmen und Anlaß zu Nachbildungen gegeben hat (Glotta III 110 ff. IV 1 ff.). Auch sonst bleiben bei der von ihm unternommenen Analyse doch bedenkliche Rückstände. Erklärt wurde $\phi\eta\sigma\iota$ neben $\phi\eta\eta$, aber nicht $\phi\theta\eta\sigma\iota\nu$ (Ψ 805) neben $\phi\theta\eta\eta$; zu $\acute{\alpha}\nu\alpha\beta\eta$ bot $\acute{\alpha}\nu\alpha\beta\acute{\alpha}\varsigma$ das Modell, ungestützt ist $\beta\acute{\omega}\sigma\iota\nu$ (Ξ 86; Witte S. 237). Von $\acute{\alpha}\pi\alpha\varsigma$ lautet der Genetiv Plur. Fem. das eine Mal, wo er vorkommt, $\acute{\alpha}\pi\alpha\sigma\acute{\epsilon}\omega\nu$ (θ 284), als Versschluß, und das könnte geformt worden sein, um die metrische Gestalt von $\acute{\alpha}\pi\acute{\alpha}\sigma\alpha\varsigma$, das mehrfach den Vers schließt, wiederzugeben (S. 223 f.). Aber das paßt nicht auf $\pi\alpha\sigma\acute{\epsilon}\omega\nu$, dessen sechs Beispiele an vier verschiedenen Versstellen vorkommen, zum Teil anderen, als auf die das etwaige Vorbild $\pi\acute{\alpha}\sigma\alpha\varsigma$ seinen Gebrauch verteilt hat. Und wie sollen wir über $\pi\omicron\lambda\lambda\acute{\epsilon}\omega\nu$ urteilen, das neben $\pi\omicron\lambda\lambda\acute{\alpha}\omega\nu$ steht? Man könnte meinen, diesem habe $\pi\omicron\lambda\lambda\eta\sigma\acute{\iota}(\nu)$, jenem $\pi\omicron\lambda\lambda\acute{\alpha}\varsigma$ einen Anhalt gegeben. Doch damit kämen wir ins Uferlose; mindestens ginge das einheitliche Prinzip verloren, und wir hätten statt dessen eine mannigfaltige Möglichkeit gegenseitiger Beeinflussungen. Solche hat eben wirklich bestanden. Das bestätigt sich sogleich in einer Gruppe von Fällen, für die Witte ein zweites Prinzip aufgestellt (S. 225 ff.), freilich nicht ganz klar formuliert hat. Gemeint ist folgender Sachverhalt. Zu Kontraktionen wie $\tau\tau\epsilon\acute{\iota}\nu \mu' \omicron\upsilon\kappa \acute{\epsilon}\tilde{\alpha}$ (E 256), $\acute{\alpha}\zeta\epsilon\upsilon \tau\omicron \gamma\epsilon$ (ρ 401), $\acute{\epsilon}\delta\epsilon\upsilon\epsilon\upsilon$ als Versausgang (P 142), $\acute{\epsilon}\rho\chi\epsilon\upsilon$ mit betonter Endsilbe (5 mal) können gleichsilbige alte Formen, wie $\acute{\alpha}\nu\alpha\beta\acute{\alpha}\varsigma$ zu $\acute{\alpha}\nu\alpha\beta\eta$, nicht den Anlaß gegeben haben, weil solche Formen von den betreffenden Verben bei Homer nicht vorkommen. Er kennt $\tau\tau\epsilon\acute{\epsilon}\tau' \acute{\alpha}\sigma\pi\epsilon\tau\omicron\nu$ (P 332), $\acute{\alpha}\zeta\epsilon\omicron$ mit betonter Stammsilbe, $\delta\epsilon\upsilon\epsilon\alpha\iota$ und $\acute{\epsilon}\rho\chi\epsilon\omicron$ ebenso. Dergleichen wurde von späteren Dichtern kontrahiert gesprochen, wie im täglichen Leben, und danach wagten sie es, die entsprechenden Formen im Verse auch da zu verwenden, wo sie unkontrahiert nicht hätten Platz finden können. Das ist vollkommen richtig. Aber da dient uns der Vers nur als Beweis, daß die Kontraktion stattgefunden hat; veranlaßt hat er sie nicht, noch weniger notwendig gemacht. Wenn Witte den Gedanken ablehnt, daß die jüngeren Sänger auch ohne besondere Ursache Formen des modernen Ionisch in die epische Kunstsprache eingefügt haben (S. 209. 237), so wird er diesen rigorosen Standpunkt nicht festhalten können, so dankenswert es ist, daß er in vielen Fällen bestimmte Analogien, von denen der unbewußte Modernisierungstrieb gelenkt wurde, aufgespürt hat.

Der Unterschied, der zwischen seiner und meiner Ansicht einstweilen besteht, ist für die Fragen der Textkritik ohne Belang. Auch er bekämpft

jenes Verfahren, mit dem wir uns im 4. Kapitel auseinandergesetzt haben (S. 85 ff.; vgl. S. 82 Anm. 8), das in den Anfangszeiten der Forschung berechtigt war, dann jedoch überwunden wurde, so daß seine Fortsetzung und Wiederaufnahme in den Arbeiten von van Leeuwen, Mendes da Costa, Bechtel etwas rückständig anmutet. Wittes Textkritik ist konservativ mit Bezug auf die überlieferten Formen (S. 226. 238), zugleich fortschrittlich in der Hoffnung, daß, bei sorgfältiger Würdigung der Einzelheiten, die größere oder geringere Dichtigkeit, womit sekundäre und tertiäre Bildungen über den Text verteilt erscheinen, einen Anhalt für die Beurteilung des relativen Alters der verschiedenen Partien geben werde³⁾. Doch das sind Konsequenzen, die über das eigentlich sprachgeschichtliche Problem hinausführen. Dieses selbst beschäftigt uns unter dem Gesichtspunkte: wieweit sind ältere Formen von den Dichtern umgemodelt worden, sei es um der bequemer metrischen Verwendung willen oder unwillkürlich, unter dem Einfluß der Umgangssprache? Wie beide Antriebe zusammenwirken konnten, haben wir bei der Kontraktion gesehen. Davon geben ein weiteres, sachlich eng begrenztes und doch viel umfassendes Beispiel die Genetive Sing. der *o*-Deklination auf -*oio* und -*ou*.

Sind diese Formen im Epos gleichberechtigt? oder stellt eine von ihnen den vorherrschenden Gebrauch dar? Auf solche Fragen suchte vor mehr als 50 Jahren zuerst Leskien eine Antwort⁴⁾, indem er davon ausging, daß in einer wirklichen Volkssprache zwei zeitlich weit auseinanderliegende Formen nicht nebeneinander hätten gebräuchlich sein können, »wie wenn wir in unsrer neuhochdeutschen Sprache die dritte Plur. Präs. des Verbums beliebig mit *t* oder ohne dasselbe auslauten lassen wollten, also *legent* und *legen* abwechselnd gebrauchen könnten«. Er kam, auf Grund des Materials das ein einzelner Gesang der Ilias (M) ihm bot, zu der Ansicht, daß nur die jüngeren Formen auf -*ou* der homerischen Zeit als lebende angehörten, die Formen auf -*oio* dagegen, deren Gebrauch über gewisse geläufige Worte und bestimmte Versstellen nicht wesentlich hinausgehe, vom Dichter aus einer älteren Sprachperiode mit übernommen seien. Dagegen wandte sich Cavallin mit umfassender Statistik und scharfsinnigen Erwägungen⁵⁾. Er zählte in Ilias und Odyssee 1787 Fälle von -*oio*, 1823 von -*ou*, so daß beide Endungen als gleichberechtigt erscheinen. Allerdings hat die kürzere und jüngere darin ein

3) Glotta IV S. 241 (etwas anders als 239), dazu in dem Artikel bei Pauly-Wissowa »Homer, Sprache und Metrik« der vorletzte Abschnitt: »Sprachliche Kriterien im Dienste der höheren Homerkritik«. 4) Leskien, Die Genetivformen auf *oio*. Fl. Jb. 95 (1867) S. 1—8. 5) Cavallin, De homerica forma genetivi in -*oio*. Mélanges Graux (1884) p. 557—566.

Übergewicht, daß sich ihre Beispiele auf 419 verschiedene Wörter verteilen, die der anderen nur auf 308, woraus unmittelbar folgt und von Cavallin anerkannt wurde, daß an dem Bestande von -οιο formelhafte Wendungen einen größeren Anteil haben als an dem von -ου. Aber es gibt nicht ganz wenige Nomina der 2. Deklination, bei denen -οιο im Hexameter überhaupt nicht anwendbar war: Ἀζίοιο, Μενοιτίοιο, οὐρανοίο, βλημένοιο, ἀψόρροιο u. v. ä. hätten an keiner Stelle in den Vers gepaßt. Andererseits erhielt die jüngere Bildung dadurch manchen Zuwachs, daß sie die gleiche Silbenzahl bietet wie die übrigen Kasus desselben Wortes (p. 561): *ex quo fit, ut, si forte paulum mutata coniunctione verborum ex nominativo aut accusativo in genetivum trans-eundum sit, illa forma, non haec sumatur* (e. gr. ἀρηίφιλος Μενέλαος, ἀρηίφιλου Μενελάου et sim.). Da tritt zum ersten Male das Prinzip auf, das wir aus Wittes Behandlung der Kontraktion kennen gelernt haben. Abschließend urteilte Cavallin: es sei unmöglich, -οιο nur als altertümlichen Rest aus einer früheren Periode der ionischen Poesie anzusehen (p. 564). — Einen Schritt weiter ist in neuerer Zeit Reichelt gegangen, der nun umgekehrt für -οιο den Vorzug in Anspruch nahm, der eigentlich homerische Typus zu sein⁶). Zunächst revidierte er die Statistik. Er fand 1810 -οιο gegen 1800 -ου, prüfte dann aber genauer, wie groß denn tatsächlich auf seiten von -οιο das formelhafte Element sei. Das Material hierfür teilt er mit und aus ihm das Ergebnis (S. 67 f.): daß nur 568 Genetive auf -οιο, also noch nicht ein Drittel der Gesamtsumme, in formelhaften Wendungen vorkommen, und davon wieder nur 352 einigermaßen häufig, d. h. mehr als 4 mal. Ein Drittel, das sei nicht mehr, als der allgemeinen Formelhaftigkeit des homerischen Stiles entspreche. Andererseits treffe es nicht zu, daß -ου nur da vorkäme, wo -οιο metrisch unmöglich gewesen wäre (S. 68 f.). Aber die Lautform -ου sei keineswegs überall gesichert: das unbetonte -ου einer einsilbigen Thesis kann meist in -οο⁷) aufgelöst werden (z. B. τόο δ' ἔκλυε Φοῖβος Ἀπόλλων A 43), verkürztes ου vor vokalischem Anlaut kann man in apostrophiertes -ο(ο) verwandeln (ἐκηβόλο' Ἀπόλλωνος A 14), betontes -ου vor vokalischem Anlaut in -οι(ο) (κουριδῆς ἀλόχοι', ἐπεὶ A 114). Bringt man diese drei Gruppen in Abzug, so bleiben von der Gesamtzahl von 1800 Belegen der Genetivendung -ου nur 713 bestehen (S. 72/5). Daß -οιο sowohl wie -οο und -ου aus οοιο entstanden

6) Karl Reichelt, Der Genetiv auf -οιο und Verwandtes bei Homer. KZ. 43 (1909) S. 55—109. 7) Buttmann und Ahrens hatten in einer Reihe von Fällen (46) überliefertes -οου in -οο verbessert: ὅο κλέος B 325, ὁμοίοο πτολέμοιο, Αἰόλοο κλυτὰ δώματα κ 60 usw.; vgl. oben S. 105 f. Herstellung von -ο(ο) und -οο aus unbetontem -ου haben van Leeuwen bzw. Platt gefordert. Die genauen Verweisungen gibt Reichelt S. 72.

seien, sucht Reichelt wahrscheinlich zu machen (S. 77), und hat so alle in Betracht kommenden Formen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt, von dem sie nur mehr oder weniger weit abstehen. Sein Gesamturteil lautet (S. 78): »Die nicht auflösbaren Formen auf -ου sind — — erst in der späteren Zeit der homerischen Kunstübung eingedrungen, wahrscheinlich bei der Bearbeitung und Redaktion der epischen Gedichte. Zum Teil verdanken sie vielleicht ihre Entstehung erst dem Irrtum von Rhapsoden, Grammatikern und Abschreibern oder nachhomerischer Interpolation.«

Solche Formen enthalten z. B. in A die Verse: 110. 190. 218. 249. 340. 422. 467. 532. 562. in der *Κυκλώπεια*: 3. 7. 85. 97. 212. 236. 264. 300. 325. 407. 421. 433. 459. 463. 497. 519. Reichelt hat überall Zusammenstellung und Verteilung sorgfältig und vollständig vorgelegt; wie aber ein Text ausgesehen haben könnte, in dem die 713 Verse, so weit sie interpoliert sein sollen, noch nicht da standen oder, so weit sie durch Rhapsoden, Grammatiker, Abschreiber entstellt wären, anderen und richtigeren Wortlaut hatten, davon sich und uns ein Bild zu machen hat er gar nicht versucht. Witte⁸⁾ hatte deshalb recht, zu der Ansicht von Cavallin zurückzukehren: daß zwar die Formen auf -οιο zum altüberkommenen, grundlegenden Bestande der epischen Sprache gehören, daß aber die Weiterbildung in -ου früh begonnen und schon innerhalb der Entwicklungszeit des Epos volles Daseinsrecht erlangt habe. Auch in der Art, wie er das Aufkommen des jüngeren Typus im einzelnen verfolgt, schließt sich Witte an Cavallin an. Insbesondere macht er auch hier ausgedehnten Gebrauch von dem beobachteten »Gesetze«, daß die Dichter bemüht gewesen seien »allen Formen desselben Paradigma denselben Umfang zu verschaffen«, um die Verwendung an bestimmter Versstelle, an der eine von ihnen festsaß, auch für die übrigen möglich zu machen (S. 9. 12). So findet sich *Ἀντιλόχοιο* 7 mal, daneben 2 mal *Ἀντιλόχου* am Versanfang (N 554. Ψ 354); und am Versanfang sitzen fest *Ἀντίλοχος* und *Ἀντιλόχῳ*, auch *Ἀντίλοχον*. Nicht überall ist das Wirken der Analogie so einleuchtend, ihr Ausgangspunkt so einwandfrei wie in diesem Falle. Vor allem aber dagegen möchten wir Einspruch erheben, daß diese gewohnheitsmäßige Neigung der epischen Dichter als ein Gesetz bezeichnet wird. Ein solches können wir schon deshalb nicht anerkennen, weil eine ganz andere Neigung entgegensteht, nach Witte ein anderes »Gesetz« (z. B. Glotta V 8), wonach überlieferte

8) Witte, Über die Kasusausgänge -οιο und -ου, -οσι und -οις, -ησι und -ης im griechischen Epos. Glotta V (1913) S. 8—47. Auf ähnlichem Boden steht die Studie von Drewitt, The genitives -ου and -οιο in Homer, AJPh. 34 (1913) p. 43—61, dessen Statistik namentlich den Unterschied von Erzählung und Reden im Epos ins Auge faßt.

Wort- und Flexionsformen gern so umgebildet werden, daß sie sich dem daktylischen Rhythmus besser einfügen, namentlich den Schlußteil nach der bukolischen Diärese gefällig ausfüllen helfen⁹⁾. Auch diese Tendenz hat nicht bloß konservierend, sondern auch neugestaltend gewirkt, und davon kann auch die Genetivendung -οιο, an sich eine Altertümlichkeit, nicht unberührt geblieben sein. Wenn Ἀντιφατῆα für Ἀντιφατήν, ἡνιοχῆα für ἡνίοχον, Αἰθιοπῆας für Αἰθίοπας, ἡμιόνουιν für ἡμιόνων, ἵπποσυνάων für ἵπποσύνης u. ä. neu gebildet wurden, um einen guten Versschluß zu geben, so ist im voraus anzunehmen und wird doch wohl von Witte selbst angenommen, daß auf diesem Wege auch die Genetive auf -οιο noch in späterer und später Zeit gelegentliche Bereicherung erfahren haben. Durch die Beschaffenheit mancher unter diesen Formen wird das geradezu bestätigt. Ein καταλειβομένοιο am Versende (Σ 109), ἐξελκομένοιο ebenda oder vor der trochäischen Hauptcäsur (ε 432. Δ 214), κινυμένοιο vor derselben Cäsur (Ξ 173): dergleichen ist doch nicht an sich, wie es da steht, altertümlich, sondern für lebendigen Bedarf nach altertümlichem Typus frisch geformt. Für φθεγγομένου (χ 329. Κ 451) brauchen wir uns nicht mit Witte um ein metrisches Vorbild vergebens zu bemühen (Glotta V 19. 21): der Dichter hat diese Form angewendet, weil sie ihm in den Vers paßte; er hätte ebenso gern φθεγγομένοιο sagen können, wenn der Platz danach gewesen wäre. Der Versausgang διὰ καλλιχόρου Πανοπῆος (λ 581) klingt freilich recht singulär und modern; aber ein bestimmtes Muster, nach dem er gebildet wäre, weiß auch Witte (S. 18) nicht anzugeben. Wonach man sich zunächst umsieht, ist die Flexion des geläufigen εὐρύχορος; davon aber lautet der Genetiv die beiden Male, wo er gebraucht wird, εὐρυχόροιο (I 478. ω 468), obwohl εὐρύχορον (vor konsonantischem Anlaut) und εὐρυχόρῳ mehrfach vorkommen und zur Bildung eines choriambisch gemessenen Genetivs hätten anregen können. — Wittes Untersuchungen haben dankenswerten Einblick verschafft in einen Teil der psychologischen Beziehungen, der bildsamen Kräfte, die in der Entwicklung der epischen Sprache tätig gewesen sind; aber man darf nicht meinen, damit seien jetzt Gesetze oder gar die Gesetze gefunden, nach denen der ganze mannigfaltige Verlauf dieser Entwicklung einheitlich begriffen werden könnte.

Während er selbst nach dieser Seite hin etwas allzu fundfroh sein Resultat zu übertreiben geneigt ist, hätte er in einem andern Punkte wohl zuversichtlicher urteilen können. Leskiens Grundgedanke, daß in einer lebendigen Sprache zwei an Alter weit geschiedene Formen nicht neben-

⁹⁾ Vgl. besonders Wittes Aufsatz »Die Entstehung der ionischen Langzeile«, Glotta IV (1913) S. 1—21. Die oben angeführten Beispiele dort S. 3.

einander gebräuchlich sein konnten, bleibt doch bestehen; er ist durch Reichelts Versuch, alle drei Endungen — -οιο, -οο, -ου — in eine geradlinige Entwicklung einzuordnen, nur bestätigt worden, indem dieser Versuch zu der unmöglichen Konsequenz führte, daß dann die Formen auf -ου als späte Eindringlinge dem echten Epos abgesprochen werden müßten. So weist schon von dieser Seite alles darauf hin, daß wir es hier mit Gebilden verschiedener Herkunft, mit Bestandteilen der in der epischen Kunstsprache gemischten Mundarten zu tun haben. Damit stimmt zunächst das Urteil der alten Grammatiker überein, das vielfach bezeugt ist, z. B. von Herodian zu A 493: τὸ τοῖο περισπαστέον τὸ γὰρ τοῦ Θεσσαλικῶς παραυξηθὲν ἐγένετο τοῖο, ὡς καλοῦ καλοῖο¹⁰). Dies mit der inschriftlich bezeugten thessalischen Genetivform auf -οι zusammenzufassen, so daß -οι aus -οιο verkürzt wäre, war der Gedanke von Ahrens schon zu einer Zeit, wo von dem seither geläufig gewordenen Typus nur das eine Αἰσχυλὶς Σατύροι (aus Gyrton, CIG. 1767) vorlag. Ahrens' Gedanken hat Hoffmann wieder aufgenommen; und nun haben sich Beispiele der volleren Form auch auf Inschriften (des 3. Jahrhunderts) gefunden. Kretschmer hat sie zusammengestellt (Glotta I 57): Φιλάγροιο Μενασταίοι aus Gyrton IG. IX 2, 1036; ταγευόν[του] Φεῖδουνος Παν[σου]νείοιο, Ναύτα Φα[λακρε]ίοιο aus Krannon ebd. 458; . . . κλείοιο, Φρίξοιο . . . Θεοζότοιο Γυλ . . . Φιλομμείοιο . . . aus Krannon 459; [καὶ] πολέμοιο καὶ ἱράν[ας] aus Larissa ebd. 511.

Witte, der eins dieser Beispiele selbst angeführt hat, glaubte doch über die Wahrscheinlichkeit, daß die entsprechenden Formen im Epos äolischen Ursprungs seien, nicht hinausgehen zu sollen (bei Pauly-Wissowa: »Homer, Sprache und Metrik«). Entschiedener äußerte sich Kretschmer, der im Literaturberichte der Glotta (IV S. 325) bei Besprechung der Arbeit von Reichelt auf diesen wichtigen Tatbestand hinwies. Und ich meine: hier ist durch Zusammenwirken äußerer Zeugnisse und innerer Gründe all die Sicherheit erreicht, an die in Fragen dieser Art überhaupt gedacht werden kann: im Genetiv der II. Deklination ist -οιο die natürliche Vorstufe von -οι, das homerische -οιο also äolischen Ursprungs. Solmsens Bedenken (Rhein. Mus. 58 [1903] S. 602), daß wir es in so vereinzelt Beispielen mit »künstlichen Archaismen zu tun« hätten, ist durch die Vermehrung des Materials wohl erledigt. Auch Bechtel Herm. 37 (1902) S. 631 urteilt: »Diese Tatsachen entscheiden endgültig für Ahrens.«

Zu den sichersten Äolismen bei Homer rechnet Witte, in Übereinstimmung mit Jacobsohn (Herm. 45 [1910] S. 69 f.), die Dative Plur. auf -εσσι;

¹⁰) Die übrigen Zeugnisse gesammelt bei Meister, Griech. Dialekte I S. 305 Anm. Dazu vgl. Ahrens, Dialekte I (1839) 221 sq. und Otto Hoffmann, Griech. Dialekte II (1893) S. 532 f.

er vermutet, daß auch die Weiterbildung in -έεσσι (wie βελέεσσι, ἐπέεσσι) nicht erst von den Dichtern um des Verses willen geschaffen worden, sondern schon im gesprochenen Äolisch lebendig gewesen sei (Glotta V S. 49. 56). Die »Ersetzung des Suffixes -εεσσι durch -σι« ist ihm »ein typischer Fall der Erscheinung, daß die äolischen Formen des griechischen Epos allmählich durch ionische verdrängt worden sind«. Gegen 20 ἀνδρεσσι stehen 67 ἀνδράσι, gegen 38 νήεσσι, 33 χείρεσσι, rund 175 bzw. 200 νηυσί, χερσί. Durch solches Verhältnis sieht auch Witte die Ansicht bestätigt, daß »die dominierende Stellung in der epischen Sprache das Ionische einnimmt«.

Den Tatbestand der Dialektmischung darzulegen und seine Entstehung zu erklären ist jetzt die Aufgabe. Dabei wollen wir einzelne minder häufige und versprengte Vorkommnisse, wie die kyprischen Spuren in manchen Gesängen¹¹⁾, außer acht lassen. Der große Gegensatz ionischer und äolischer Sprachformen soll uns allein beschäftigen.

II

Neben ionischem τέσσαρες findet sich mehrmals äol. πίσυρες, auch in anerkannt jungen Partien der Dichtung, z. B. Ω 233. In θήρ, θηρίον und den davon abgeleiteten Wörtern herrscht allgemein das ionische θ; aber wo von den Kentauren die Rede ist, findet sich zweimal eine andere Form: φηρσίν A 268, φήρας B 743. Die Kentauren sind in Thessalien zu Hause, und dort sind Eigennamen wie Φιλόφειρος (ει nach thessalischer Orthographie für η) mehrfach inschriftlich bezeugt. Thessalisch ist so gut wie gleichbedeutend mit Lesbisch, also gehört der alte Name der Kentauren zu den äolischen Sprachresten im Epos. Derselbe Austausch der Aspiraten dient an einer Stelle der Odyssee dazu die Lesart zu entscheiden, ρ 221: ὃς πολλῆς φλιῆσι παραστὰς θλίψεται ὤμους. Daß Zenodot so, mit θ, schrieb, bezeugt Didymos; und daraus hat Ludwig wohl mit Recht geschlossen, daß Aristarch φλίψεται, was in zahlreichen Handschriften überliefert ist und als Variante auch bei Eustathios erwähnt wird, bevorzugt habe. Jedenfalls ist φλίψεται das Richtige; der labiale Anlaut wird durch die Allitteration an φλιῆσι gestützt. — πολυπάμμονος haben Δ 433 fast alle Handschriften, nur wenige, darunter der Venetus A, πολυπάμονος; dies würde dorisch sein, während πολυπάμμονος die richtige äolische Form ist für gleichbedeutendes ionisches πολυκτήμονος. Auch in Πάμμονα Ω 250 ist derselbe Wortstamm (diesmal in allen Handschriften) erhalten, und versteckt in Πολυπημονίδαο ω 305, das Cobet in Πολυπαμονίδαο korrigiert hat. Nur

11) Über diese s. Fick, Die homerische Ilias S. 253 ff. 394. 548.

in der Einzahl des μ hat er geirrt, sonst ist die Verbesserung schlagend: nicht »Leidenreich« heißt der Vater des Ἀφείδας, des Verschwenders, sondern »Güterreich«. Die äolische Geminatio des Nasals haben wir auch in ἀργεννός ἐρεβεννός, die immer in dieser Gestalt erscheinen, während bei φαεινός ebenso ausschließlich die ionische Form herrscht. Mit bezug auf diese scheinbare Willkür ist ansprechend die Vermutung von Jacobsohn (Herm. 45 [1910] S. 200), daß die Ionier, während sie φαεννός durch ein ihnen geläufiges φαεινός zu ersetzen vermochten, für ἀργεννός, ἐρεβεννός keine entsprechenden Formen in der eignen Mundart besaßen und deshalb die äolischen beibehalten hätten. Den gleichen Lautbestand zeigen ἔμμεναι, woneben allerdings ἔμεναι nicht selten ist, als gewöhnlichste Form aber εἶναι steht, und die bekannten Formen der Personalpronomina ἄμμες ὕμμες, ἄμμιν ὕμμιν usw., die ebenfalls, und in noch höherem Grade, hinter den ionischen ἡμεῖς ὑμεῖς, ἡμῖν ὑμῖν usw. an Häufigkeit zurückstehen. — Auf dem Gebiete des Vokalismus ist äolisch das α in ὑπαιθα (neben πρόσθε ὀπισθε), das ϵ in Θερσίτης Ἀλιθέρσης Θερσίλοχος (neben θάρσος θράσος und den davon abgeleiteten Bildungen). Die Vorsilbe ἀρι- lautet äolisch ἐρι-, und beide sind wenigstens insofern genau verteilt, als in jeder einzelnen Zusammensetzung immer nur eine von beiden vorkommt: ἀρίγνωτος ἀριδείκετος ἀριπρεπής, aber ἐριαύχενες ἐρίηρες ἐρίβωλος ἐρικυδής. Statt πάρδαλις hat der Venetus A an mehreren Stellen πόρδαλις; die Schreibung mit α bevorzugte Aristarch (zu N 103), und so herrscht sie in unsern Ausgaben, auch in den meinigen, mit Unrecht, da das α als äolischer Überrest angesehen werden muß. Daß ἐπασσύτεροι äolischen Vokal zeigt, erkannte Herodian (zu A 383: Αἰολικόν ἐστίν· ἄσσον ἄσσύτερος, ὡς ὄνομα ὄνυμα), und für ἄμυδις, ἄλλυδις ist die gleiche Erklärung in den Scholien und bei Eustathios mehrfach überliefert. — Zweifelhafter als die Lautlehre ist für unsern Zweck das Gebiet der Flexion. Infinitive auf -ήμεναι von Verben auf ᾠω und ἔω (wie γοήμεναι φιλήμεναι) sind wir bei Homer berechtigt für äolisch zu halten, weil diese Flexionsweise (nach Analogie der Verba auf μι) im Lesbischen zur Regel geworden ist; aber weil entsprechend gebildete Formen (so die Partizipia arkad. ἀδικήμενος, lokr. ἐνκαλείμενος, delph. ποιείμενος u. ä.) gelegentlich auch in andern Mundarten vorkommen, so muß man immer auf den Einwand gefaßt bleiben, es handle sich hier um Reste einer gemeingriechischen Bildung, in denen Homer nur zufällig mit den Lesbiern übereinstimme. Sicher äolisch sind die schon früher (S. 74) erwähnten Beispiele der Deklination des Partiz. Perf. Akt. nach Art des präsentischen, κεκλήγοντες κεκλήγοντας, die wir durch Korrektur von κεκμηῶτι τεθνηῶτος u. ä. vermehren müssen. Sie werden noch bei einem späteren Anlaß berührt werden (S. 172).

Die Grundlage für eine genaue Feststellung des äolischen Bestandes bei Homer bildet die vortreffliche Arbeit von Gustav Hinrichs, *De Homericæ elocutionis vestigiis Aeolicis* (Jena 1875), aus der auch für die vorstehenden Proben mit geschöpft worden ist. Später sind dann manche einzelnen Entdeckungen hinzugekommen. Felix Solmsen hat, auf ein inschriftlich aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. bezeugtes, übrigens zu zwei Glossen des Hesychios stimmendes *τελῶριον* gestützt, in scharfsinniger Untersuchung dargetan, daß die entsprechende Form des Wortes mit *π* äolisch ist, woran sich wichtige Folgerungen schließen in bezug auf *πέλω* *πέλωμαι* neben *τέλλω* *περιτέλλομαι* (KZ. 34 [1897] S. 536 ff.). Derselbe Gelehrte deutet das *ο* in *ἄολλής ἄορτήρ* als Äolismus, weil gemeingriechisch in der Stammsilbe dieser Wörter nicht *ο*-, sondern *α*-Stufe erwartet werden müsse (Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre [1901] S. 285. 292). Äolisch ist der Gebrauch der Patronymika auf *-ιος*: *Νηλήιος*, *Τελαμώνιος*, *Καπανήιος* *υἱός* u. a., die noch mehr als jene auf *-δης* und *-ίων* innerhalb des Epos deutlich als etwas Altertümliches dastehen¹²⁾. Alle diese und andere Erscheinungen, die sich würden an-

12) Telemach, die Freier der Penelope haben überhaupt keine patronymischen Beiwörter; Odysseus in der Ilias nur selten, auch in der Odyssee nicht gerade häufig. Wenn in bezug auf ihn aus diesem Tatbestande der Schluß gezogen wird, *Ulixem non diu ante eorum carminum quæ de eo agunt ortum pro homine haberi coeptum esse et Laertem patrem a poetis accepisse*, so zeigt das nur, wie gefährlich solche mythologischen Deutungen, wenn sie einmal ausgesprochen sind, leicht werden. Im übrigen verdient die Dissertation, der dieser Satz (S. 30) entnommen ist, — Wilh. Meyer, *De Homeri patronymicis*, Göttingæ 1907 — allen Dank für die vollständige und klare Darlegung der Verhältnisse. Für Beurteilung und Verwertung hat die sachkundige Rezension von Karl Fr. W. Schmidt (Bph. W. 1907 S. 993 ff.) manches hinzugebracht. Anders urteilt über den Wert dieser Arbeit John A. Scott, *Patronymics as a test of the relative age of the Homeric books* (Classical Philology VII [1912] p. 293—301). Daß den Freiern die ehrende Bezeichnung ihrer Herkunft vorenthalten bleibe, sei Absicht des Dichters; an der einzigen Stelle, wo sie sich zu mannhaftem Tun aufrufen, erschienen *Δαμαστορίδης Ἀγέλαος* und *Πείσανδρος Πολυκτορίδης* (χ 241, 243). Aber der Verfasser hat schon selber bemerkt (p. 295), daß wir hier eine Kampfschilderung nach Art der Ilias haben; da tritt denn von selber der Stil der Ilias ein. Weiter: wenn Telemach nicht entsprechend benannt werde, so sei ja Odysseus selber der Held des Epos und noch nicht in die Generation der Väter eingetreten, *to take this emeritus rank* (p. 301); etwas anderes sei es mit *Ἀγαμέμνονιδης Ὀρέστης* (α 30), weil Agamemnon nicht mehr lebe. Von den handelnden Personen beider Epen hätten nur Nestor, Laertes, Priamos und Agenor jene Würde des Alters erlangt. Das stimmt nicht ganz. Die Zahl der auf Lebende bezüglichen Patronymika in der Ilias ist erheblich größer; unter den acht Greisen, die Γ 146 ff. auf der Mauer sitzen, haben fünf einen oder mehrere Söhne unter den Kämpfern, und für alle fünf gibt es das Patronymikon. Daß der Dichter entscheiden kann, ob er ein solches gebrauchen will oder nicht, ist richtig; nur würde ich das nicht *the vague and indefinite dictates of poetic feeling* nennen; Rücksichten auf die Art seines Stoffes und auf die Beschaffenheit der Situationen, die er schildert, bestimmen ihn. Zu der Darstellung des bürgerlichen, auch kleinbürgerlichen Lebens in der Odyssee paßten

reihen lassen, sind an Umfang doch klein im Verhältnis zu drei durchgehenden Zügen, die den Mischcharakter des epischen Dialektes bestimmen: $\mathcal{F}$, $\bar{\alpha}$ für η , $\kappa\epsilon\upsilon$.

a) Von Bentleys Entdeckung des homerischen $\mathcal{F}$ war im vierten Kapitel die Rede. Da wurde gezeigt, daß der wiederholte Versuch, es überall in den Text einzutragen, durch die Hindernisse, auf die er stieß, und die gewaltsamen Eingriffe, zu denen er nötigte, sich selber widerlegt hat. Allmählich ist dabei klar geworden, wie $\mathcal{F}$ bei Homer zwar vielfach noch wirkte, aber nicht mehr, als gesprochener Laut, in voller Wirksamkeit war. Zu dieser mittelbaren Beweisführung haben auch die älteren Arbeiten von Hartel und die neueren von Solmsen das Ihre beigetragen (vgl. S. 73, Anm. 1). Durch sie schien ein festes Gesetz über die bei Homer noch positionbildende Kraft des $\mathcal{F}$ erwiesen zu sein; aber nach genauer Prüfung des Tatbestandes und der aus ihm gezogenen Folgerungen fand Danielsson auch für diese Gruppe von Fällen die allgemeine Ansicht bestätigt, »daß zu der Zeit, wo die homerischen Epen ihre abschließende und im wesentlichen uns noch vorliegende Form erhielten, das anlautende wie das inlautende Digamma »in der ionischen Mundart schon völlig verklungen war«¹³⁾. Wenigstens war es »so weit reduziert, daß es für die Positionsbildung, wie auch für die »Elision und sonstige Hiatausgleichungen, nicht mehr als der spiritus »asper in Betracht kam« (IF 25 [1909] S. 277). Nach allem, was an sicherer Erkenntnis auf diesem Gebiete gewonnen war, bedeutete es einen Rückfall in überwundene Anschauungen, wenn Jacobsohn vor zehn Jahren noch sagen konnte (was er heute vielleicht selbst nicht mehr unterschreiben würde): »Das ionische Epos kannte ohne Zweifel anlautendes $\mathcal{F}$ « (Herm. 45 [1910] S. 101). Vielmehr, daß es in den auf uns gekommenen Epen kein lebendiger Laut mehr ist, darüber wird eigentlich nicht gestritten; die Frage steht (ähnlich, wenn auch nicht ebenso wie bei der Genitivendung -οιο), ob es für Dichter ionischen Stammes ein absterbendes Element der eigenen Mundart war oder ein mit übernommenenes, unverstandenes einer fremden.

Den alten Grammatikern galt das $\mathcal{Vau}$ als »äolischer Buchstabe«, und so wurde es noch bis in neuere Zeit hinein bezeichnet. Aus den In-

die Patronymika nicht; daß aber solche Darstellung unternommen werden konnte, zeigt an sich eine spätere Stufe der Dichtkunst als die des Heldengesanges. So wird die Häufigkeit der Patronymika in der Ilias im Vergleich zu ihrem Zurücktreten in der Odyssee doch immer ein Zeugnis höheren Alters sein, wenn auch nicht, wie Scott den Gegner behaupten läßt, *the sole test of antiquity*.¹³⁾ In grundsätzlicher Übereinstimmung mit

Danielsson befindet sich George Melville Bolling, »Contributions to the study of Homeric metre, II: Length by position« (AJPh. 33 [1912] p. 401 ff.), der die einzelnen Beispiele der Verletzung des $\mathcal{F}$ in der Position durchgeht und im Hinblick auf das relative Alter der Stellen oder Partien, in denen sie vorkommen, würdigt.

schriften lernte man aber, daß es bei vielen griechischen Stämmen (Böotern, Lokrern, Eleern; Argivern, Kretern, Lakedämoniern) lange lebendig gewesen ist; es war also gemeingriechisch und muß auch bei den Vorfahren der Ionier einst gesprochen worden sein. Deshalb nahm man vielfach an, daß es bei Homer nicht ein äolisches Element sondern altionisch sei. Dies war unter anderen die Ansicht von Bläß und Kirchhoff. Das Schwanken im Gebrauch des ϕ , das wir bei Homer beobachten, könnte an sich auch innerhalb einer und derselben Mundart stattgefunden haben; das beweisen die Beispiele seiner Vernachlässigung, die sich in der rein äolischen Sprache von Sappho und Alkaios finden, hier also wohl auf natürlichem Wege durch allmähliche Abschwächung des Lautes entstanden sein müssen. Bei Alkaios lesen wir: λῦσαι ἄτερ $\phi\acute{\epsilon}\theta\epsilon\nu$ (Fr. 11), πρῶτιστ' ὑπὸ $\phi\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$ (15), θέλω τι $\phi\acute{\epsilon}\iota\pi\eta\nu$ (55), aber andererseits: τὸ δ' ἔργον ἀγήσαιο τέα κόρα (14), χευάτω μύρον ἄδου (36), τέγγε πνεύμονας οἴνω (39) usw.; und bei Sappho: καὶ μὴ τι $\phi\acute{\epsilon}\iota\pi\eta\nu$ (28), $\phi\acute{\epsilon}\sigma\pi\epsilon\rho\epsilon$ (95), aber πλάσιον ἄδου φωνεύσας (2), φαέννον εἶδος (3), γάμβρος ἔρχεται ἴσος Ἄρει (91) usw. Wenn hier keine Dialektmischung vorliegt, so braucht es auch bei Homer nicht der Fall zu sein. Aber zwei Gründe, die von Fick wiederholt geltend gemacht sind, nötigen uns die Sache anders anzusehen.

1. Nirgends ist in einem ionischen Sprachdenkmal eine sichere Spur des Lautes ϕ erhalten. Statt des vermeintlichen $\phi\iota\phi\iota\kappa\alpha\rho\tau\acute{\iota}\delta\eta\varsigma$, das auf einer naxischen Bustrophedon-Inschrift (Bull. Corr. Hell. XII [1888] p. 463) zu lesen sein sollte und von Bläß freudig begrüßt wurde, ist jetzt Εὐθυκαρτίδης, wie zuerst in der Praefatio zu meiner Ilias (1890) p. XIII gefordert wurde, allgemein anerkannt (GDI. 54/9 = IG. XII 1425). — Auf den chalkidischen Vasen, die Kirchhoff (Alph.⁴ 124 f.) und nach ihm Kretschmer (Griech. Vaseninschriften [1894] S. 62 ff.) veröffentlicht hat (GDI. 5294, 5295), finden sich die Namen $\phi\omega$, $\Omega\phi\alpha\tau\acute{\iota}\eta\varsigma$, $\Gamma\alpha\rho\upsilon\phi\acute{o}\nu\eta\varsigma$. Aber Fick (Od. S. 10) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Dialekt dieser Inschriften ein gemischter ist: er zeigt ein α in $\Gamma\alpha\rho\upsilon\phi\acute{o}\nu\eta\varsigma$ und in anderen Namen wie $\chi\acute{o}\rho\alpha$, $\nu\alpha\acute{\iota}\varsigma$; α mit η verbunden findet sich in einem später hinzugekommenen Beispiel, der Genitivform Ἀγασιλήφο d. i. Ἀγασιλήφου auf einer protokorinthischen Lekythos (Arch. Anz. 1899 S. 142). Hier hat man Ἀγασιλήφου lesen wollen, was aber Bechtel (GDI. 5292) mit Recht ablehnte; auf Grund der Form des Γ vermutet er böotische Herkunft des Töpfers, der sich dann bemüht habe chalkidisch zu schreiben. Das ist möglich; jedenfalls haben wir auch hier kein ionisches υ . Für die übrigen Beispiele hat Fick auf Thukyd. VI 5 verwiesen, wo erzählt wird, zur Gründung von Himera auf Sizilien hätten sich Bewohner von Zankle und von Syrakus vereinigt, und aus

diesem Grunde sei auch die Sprache in der neuen Stadt eine gemischte gewesen (καὶ φωνὴ μὲν μεταξύ τῆς τε Χαλκιδέων καὶ Δωρίδος ἐκράθη). Ob nun Fick deshalb recht hatte anzunehmen, daß jene Vasen aus Himera stammen, ist eine unwesentliche Frage; Mischdialekte sind gewiß auch an andern Orten in Großgriechenland gesprochen worden (vgl. Thuk. VI 4 über Leontinoi). Fest steht jedenfalls, daß diese Mischung, die für einen bestimmten Punkt von Thukydides bezeugt ist, gerade in denjenigen Inschriften chalkidischen Alphabetes, die das *f* haben, vorliegt. Wo die Vokale rein ionisch sind, da bleibt das *f* aus: neben Ἀθηναίη, Νηίδε[ς] auf einer Amphora aus Caere steht Γηρυόνης (GDI. 5298). Danach war Kretschmer allzu vorsichtig, wenn er es (Gr. Vaseninschr. 71) zweifelhaft ließ, ob das *f* der angeführten Namen »aus dem chalkidischen oder aus demselben Dialekt wie das dorische *ā* stammt«. Solange die Sache so steht, daß solches Beispiel eines ionischen *f* das einzige sein würde, müssen wir uns für die zweite Seite der Alternative entscheiden¹⁴⁾.

Kretschmer sagt weiter, es sei sicher, daß die chalkidische Mundart »zur Zeit der Gründung der campanischen Kolonien den *w*-Laut noch »besaß; denn Latiner und Etrusker haben von dort her das *Vau*-Zeichen »in der Bedeutung der labialen Spirans entlehnt«. Aber wer bürgt uns denn dafür, das die Römer das chalkidische Alphabet von einer rein ionisch sprechenden Gemeinde bekommen haben? Und wenn das selbst der Fall war, so wird durch das Vorhandensein des Zeichens im Alphabet noch lange nicht bewiesen, daß auch in der Sprache der Laut lebendig war. Daß beides nicht notwendig zusammenfiel, sehen wir gleich bestätigt in einem eigentümlichen orthographischen Versuche, der bei den östlichen Ioniern gemacht worden ist, den Buchstaben *f*, der durch den Schwund des Lautes frei geworden war, anderweitig zu verwenden. Auf der bekannten naxischen Weihinschrift des 6. Jahrhunderts (IGA. 409 = GDI. 5421) steht [τ]ο(ῦ) ἄφυτο(ῦ) λίθο(ῦ) ἐ(ῖ)μί, und in einem attischen Epigramm etwa derselben Zeit (Δελτίον ἀρχαιολ. 1890, S. 103) ΑΦΥΤΑΡ, d. i. αὐτάρ. Blaß und andere haben auch diese Fälle als Beweis für die lange Fortdauer des *w*-Lautes bei den Ioniern geltend machen wollen.

14) Daran hat die Behandlung desselben Gegenstandes durch Thumb, Zur Geschichte des griechischen Digamma (IF. IX, 1898) S. 322 ff., nichts geändert; vgl. meine Kritik seiner Ausführungen, JbA. 112 (1902) S. 64. Auch in seinem Handbuch der griechischen Dialekte (1909) hält er die Ansicht fest, daß *f* bei Homer zum Bestande des Altionischen gehöre, ohne doch außer den oben besprochenen Ἀγασιλήφω und ἄφυτο(ῦ) irgend einen Beleg für das Auftreten des Zeichens in ionischem Sprachgebiet anzuführen (§ 290. 311,8). Hoffmann ist in seiner Behandlung der griechischen Dialekte auf die Frage des homerischen *f* nicht eingegangen, sondern stellt nur fest, daß im ionischen Dialekt anlautendes *f* vor Vokalen bereits im 8. Jahrhundert, zwischenvokalisches »schon in vorhistorischer Zeit« spurlos geschwunden war (III [1898] S. 556. 562).

Aber gerade wenn man das Zeichen f zu »mißbräuchlicher und pleonastischer Verwendung« verfügbar hatte, so ist klar, daß man seiner für den graphischen Ausdruck eines lebendigen Lautes nicht mehr bedurfte¹⁵⁾. So urteilte Ficks schon früher. Daß er recht hatte, ist durch den Zusammenhang, in dem das zweite der beiden Beispiele vorkommt, bestätigt worden; denn der ganze Pentameter lautet: $\kappa\alpha\lambda\acute{o}\nu \iota\delta\epsilon(\iota)\nu, \acute{\alpha}\text{f}\upsilon\tau\alpha\rho \Phi\alpha\iota\delta\iota\mu\omicron\varsigma \epsilon(\iota)\rho\gamma\acute{\alpha}\sigma\alpha\tau\omicron$.

2. Auch die Art, in der das f bei Homer erscheint, ist in mehreren Formen eine gerade dem Äolischen charakteristische. Dahin gehören: $\alpha\upsilon\epsilon\rho\upsilon\sigma\alpha\nu$ (aus * $\acute{\alpha}\nu\text{-f}\epsilon\rho\upsilon\sigma\alpha\nu$), $\alpha\upsilon\iota\alpha\chi\omicron\iota$ (aus * $\acute{\alpha}\text{-f}\iota\alpha\chi\omicron\iota$, die »zusammenschreienden«), $\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon$ (von Wurzel $\sigma\text{f}\alpha\delta$), $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ (»ermangle«) u. ä. Von diesen Formen gibt auch Blas (I 83) zu, daß sie »äolisches $\alpha\upsilon, \epsilon\upsilon$ « haben; ihr Vokalismus erinnert an den der bekannten lesbischen $\varphi\alpha\upsilon\omicron\varsigma$, $\epsilon\upsilon\iota\delta\omicron\nu$ u. ä. Dagegen hat Wilhelm Schulze (Qe. 55 sqq.) nachzuweisen gesucht, daß das υ in den homerischen Beispielen nicht äolisch und dem in $\varphi\alpha\upsilon\omicron\varsigma \epsilon\upsilon\iota\delta\omicron\nu \chi\epsilon\upsilon\omega$ nur scheinbar ähnlich sei. Er fragt (p. 62): wenn man $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ aus * $\delta\epsilon\text{f}\omicron\mu\alpha\iota$ ableite, warum denn in $\rho\acute{\epsilon}\omega \chi\acute{\epsilon}\omega$ (aus * $\rho\epsilon\text{f}\omega$ * $\chi\epsilon\text{f}\omega$) bei Homer so gut wie niemals das vokalisierte f hervortrete. Eine Stütze finde die falsche Ansicht in der durch Brugmann vertretenen etymologischen Verbindung zwischen $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ und $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$ »abstehend von, nachfolgend«; sobald man sich entschlief beide Worte zu trennen und $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$ zu W. *du* (vgl. $\delta\upsilon\omicron$) zu stellen, so werde es möglich, für $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ eine Wurzel $\delta\epsilon\upsilon\sigma$ anzusetzen, die mit dem Präfix $\delta\upsilon\sigma$ verwandt sei, und dann könne man für die Erklärung des υ in $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ der äolischen Ableitung entraten. Bei all diesen Folgerungen ist anfechtbar schon der Ausgangspunkt, die Zerreißung von $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ und $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$; namentlich der zugehörige Superlativ $\delta\epsilon\upsilon\tau\alpha\tau\omicron\varsigma$ zeigt klar die angenommene Grundbedeutung: »am meisten fernstehend«. Bleiben wir also mit Brugmann-Thumb (Griech. Gramm.⁴ [1913] § 233) bei dieser Etymologie, so ist damit freilich unsere Hauptfrage noch nicht entschieden¹⁶⁾. Bechtel, der Brugmanns Kombination von $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$ mit $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ zustimmt, hält doch das υ darin für gemeingriechisch (Vokalkonstruktion [1908] S. 134 ff.; vgl. 137. 140 f.). Dann bleibt aber die Tatsache unerklärt, daß $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ selber nicht gemeingriechisch, sondern nur äolisch und episch ist, während $\delta\epsilon\omicron\mu\alpha\iota$ dem Epos fehlt¹⁷⁾. Dagegen

15) Thumb IF. IX, 325 f. gibt dies sogar zu, meint aber, das Vorkommen des Zeichens im Alphabet beweise doch, »daß der entsprechende Laut in nicht zu weitem zeitlichen Abstände vorher lebendig war«. Da müßten wir uns dann erst darüber einigen, bis zu welcher Grenze der Abstand als »nicht zu weit« gelten könne. 16) Einen Beitrag zur Behandlung dieser Formen gibt auch Jacobsohn Herm. 45 (1910) S. 162, der aber auf die Frage, ob $\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon \delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ usw. äolisch oder ionisch seien, nicht eingeht. 17) Vom Aktiv finden sich nur $\delta\epsilon\iota$ I 337 und $(\epsilon)\delta\eta\sigma\epsilon\nu$ Σ 100 (falls dieses richtig überliefert ist), daneben $\epsilon\delta\epsilon\upsilon\eta\sigma\epsilon\nu$ 1483. 540.

sind $\rho\acute{\epsilon}\omega$ $\chi\acute{\epsilon}\omega$ $\acute{\alpha}\lambda\acute{\epsilon}\omicron\mu\alpha\iota$ unbestritten, die beiden ersten gar nicht selten; daß für diese Verba ein υ im Präsensstamm bei Homer in keinem Falle anzuerkennen ist, hat gerade Schulze nachgewiesen. Und er zieht daraus den richtigen Schluß (p. 64): $\chi\acute{\epsilon}\omega$, $\acute{\alpha}\lambda\acute{\epsilon}\omicron\mu\alpha\iota$ bei späteren Dichtern sind Produkte falscher Analogie nach den homerischen Aoristen $\acute{\epsilon}\chi\epsilon\upsilon\alpha$ $\acute{\alpha}\lambda\acute{\epsilon}\upsilon\alpha\tau\omicron$, deren Vokalismus man nicht mehr verstand und in übertreibender Nachahmung auf das Präsens ausdehnte. Steht es aber so, dann müssen wir weiter fragen, ob denn $\rho\acute{\epsilon}\omega$ $\chi\acute{\epsilon}\omega$ überhaupt richtig gebildete äolische — wenn schon nicht epische — Formen waren. Denn Belege gibt es auch für sie nicht, nur späte Grammatiker-Zeugnisse, deren Zuverlässigkeit Hoffmann (Griech. Dial. II [1893] S. 434 f.) unter demselben Gesichtspunkt in Frage stellt, unter dem Schulze den Hyperäolismus der Dichter erkannt hat.

Die Bedingungen, unter denen im Äolischen υ zwischen Vokalen aus f oder ff entstanden ist, bedürfen weiterer Klärung. Jedenfalls haben wir keinen Grund, homerisches $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ deshalb für nicht-äolisch zu halten, weil kein $\rho\acute{\epsilon}\omega$ $\chi\acute{\epsilon}\omega$ daneben steht. Wir werden andererseits auch darin Schulze nicht folgen, daß er hom. $*\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon$ von lesb. $\epsilon\upsilon\iota\delta\epsilon$ trennt, weil das eine aus $*\acute{\epsilon}f\iota\delta\epsilon$ das andre aus $*\acute{\epsilon}\sigma f\alpha\delta\epsilon$, $*\acute{\epsilon}ff\alpha\delta\epsilon$ entstanden sei. Der Unterschied ist ja da; gemeinsam jedoch beiden Formen, daß nach lesbisch-äolischer Weise f zwischen Vokalen vokalisiert ist. Träfe dies für $\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon$ nicht zu, so müßten wir annehmen, daß die Lautgruppe $\epsilon\sigma f$ innerhalb des Ionischen regelrecht zu $\epsilon\upsilon$ geworden wäre; wie käme es dann, das dieselbe Lautgruppe in $\epsilon\iota\omega\theta\alpha$ (aus $*ses\omega\delta\theta\alpha$) zu $\epsilon\iota$ oder, wie Schulze (p. 404) statt dessen einsetzt, zu η sich entwickelt hat? Und wie erklärt sich $\acute{\epsilon}\alpha\delta\epsilon$? Das liegt doch in den Satzungen der milesischen Sängergilde (Z. 41) wirklich vor; und diese ist zwar spät auf Stein geschrieben, doch, wie Wilamowitz gezeigt hat, Kopie einer alten Urkunde, die den Sprachzustand »spätestens der Zeit des Hekataeos« darstellt (Berliner Sitzgsber. 1904 S. 619–640). — Eine sichere Spur des Äolischen haben wir vollends in den Fällen, wo der Spirant vor ρ vokalisiert ist: $\tau\alpha\lambda\alpha\acute{\upsilon}\rho\iota\nu\omicron\varsigma$, $\acute{\alpha}\rho\omicron\upsilon\varsigma$, $\acute{\alpha}\rho\epsilon\upsilon\alpha$ verglichen mit äol. $\alpha\upsilon\rho\eta\kappa\tau\omicron\varsigma$, $\epsilon\upsilon\rho\acute{\alpha}\gamma\eta$, denen bei Homer ein ionisch entwickeltes $\acute{\epsilon}\rho\eta\eta\epsilon\nu$ zur Seite steht.

Gegen beide Gründe, die hier für äolische Herkunft des homerischen $*f$ angeführt worden sind, läßt sich immer noch etwas einwenden: 1) wir haben keine recht alten ionischen Inschriften, jedenfalls keine, die uns ein Bild des Dialektes, wie er im 7. oder gar 8. Jahrhundert war, geben können; und 2) wenn einige Fälle des f bei Homer aus dem Äolischen stammen, so brauche noch nicht das Gleiche von allen zu gelten. Nun, die Möglichkeit, daß neue inschriftliche Funde uns zu einer geänderten

Auffassung führen könnten, soll nicht bestritten werden; bis jetzt sind Hoffnungen, die in diesem Sinne für ein ionisches *f* gehegt wurden, noch jedesmal getäuscht worden. Soweit wir mit unsern Mitteln die Entwicklung der Mundarten zurückverfolgen können, gehört es zu den wesentlichen Merkmalen aller Zweige des Ionischen, daß sie diesen Laut aufgegeben haben. Und da nicht nur überhaupt das Vorhandensein äolischer Elemente in der epischen Sprache gesichert ist, sondern wir obendrein gesehen haben, daß ein Teil der homerischen Beispiele des *f* äolischen Ursprung haben muß, so spricht doch alle zur Zeit erreichbare Wahrscheinlichkeit dafür, daß die andern Fälle ebenso zu beurteilen sind. — Übrigens macht es, wie auch Thumb IF. IX 326 anerkennt, für die praktische Frage des Druckens keinen Unterschied, ob man das *f* bei Homer für äolisch oder für altionisch hält. Wer dieser letzteren Ansicht ist, muß doch zugeben, daß der Laut nicht nur in der abschließenden Redaktion, sondern schon in der Sprache der jüngeren Partien des Epos nicht mehr lebendig war; gar zu zahlreich sind die Stellen, an denen ihm nur durch gewaltsamen Eingriff in den Text aufgeholfen werden könnte (vgl. oben S. 86 f.). Und eine Mißbildung wie 3. Plur. ἀπηύρων zeigt, wie weit ein jüngerer homerischer Dichter vom Verständnis einer ursprünglich digammierten Form entfernt sein konnte. Das Partizip ἀπούρας (9 mal in der Ilias und v 270) aus *ἀπόφρας, mit äolischer Betonung und äolischer Vokalisation des *f*, und 3. Sing. ἀπέυρα (15 Il., 3 Od.) aus *ἀπέφρα waren regelrechte Bildungen wie ἀποδράς, ἀπέδρα, ebenso 2. Sing. ἀπέυρας (Θ 237). Die 1. Sing. mußte *ἀπέυραν lauten, und so läßt sich überall, wo die Form vorkommt, noch herstellen (I 131. T 89. Ψ 560. 808. v 132). Aber in ionischer Zeit wurden diese augmentierten Formen mißverstanden: man sprach und schrieb ἀπηύρα ἀπηύρας wie das Imperfekt von einem Verbum *ἀπ-αυράω, und änderte danach die 1. Person in ἀπηύρων. Ganz zuletzt wagte man danach auch 3. Plur. ἀπηύρων, nur A 430; zugleich die einzige Stelle, wo die scheinbare Kontraktion innerhalb des Verses aufgelöst werden kann ¹⁸).

18) S. Hinrichs Hom. eloc. vest. Aeol. p. 139 sqq., denselben in Faesis Odyssee (1884) zu γ 192. Über das η urteilt anders Schulze Qe. p. 265. Eine ganz andere Deutung gibt Sommer Glotta I (1907) S. 63 f. Danach wäre ἀπούρας »sekundäre Zutat«, in allen übrigen Formen die Kontraktion das Ursprüngliche; ἀπούρας erst entstanden, nachdem die Kontraktion in ἀπηύρα verdunkelt war. Zu grunde läge ein thematischer Aorist *ἦ-φρασ-ον von √*vers* »reißen, raffen« (auch in lat. *verro*), analog zu ἔ-πραθ-ον von περθ; die frühe Kontraktion auch ungleicher Vokale nach Ausfall von σ brauche nicht zu stören, meint Sommer, dergleichen finde sich auch sonst. Wohl, aber von einer so eingewurzelten Kontraktion, daß die Herstellung der offenen Form so gut wie überall unmöglich wäre, hat er keinen andern Fall beigebracht; und das einmalige ἀπηύρων als 3. Plur. A 430 ist nun gerade diejenige Form, die nach Hinrichs am Ende der Entwicklung steht. Das spricht, von anderem abgesehen, gegen Sommers Hypothese.

b) Auch das lange α , das Homer nicht selten an Stelle von η hat, könnte an sich altionisch sein. Wenn der Dichter Ἀτρεΐδαι und Ἀτρεΐδew nebeneinander gebraucht, so sind das zwei Formen, deren eine aus der anderen entstanden ist; ebenso Ἑρμῆς aus Ἑρμείας Ἑρμέας (E 390), πυλέων aus πυλάων und vieles Ähnliche. Dazu kommt: wir haben auch sonst Zeugnisse dafür — die in anderem Zusammenhange (S. 96) schon verwertet worden sind —, daß die Verwandlung des $\bar{a}$ in $\bar{e}$ sich im Ionischen nicht überall gleichmäßig vollzogen hat, daß sich die Erinnerung an den ursprünglichen α -Laut jedenfalls im Insel-Ionischen noch lange erhalten hat. Ferner: im attischen Zweige der Gesamtmundart ist $\bar{a}$ nach Vokalen und ρ in der Regel geblieben; also könnte auch im Epos α statt η altionisches Erbteil sein.

Der Gedanke, die Parallele mit dem Attischen so zu verwerten, müßte von vornherein aufgegeben werden, wenn diejenigen recht hätten, die meinen, das $\bar{a}$ in ναυίας, ἱατρός, πᾶγμα sei aus gemeingriechischem η zurückverwandelt. Dieser Ansicht, die von Theodor Bergk zuerst aufgestellt worden ist (Griech. Literaturgesch. I [1872] S. 72 f.), bin ich frühe schon entgegengetreten (in Curtius' Studien VII [1875] S. 244—249. 438) und halte sie heute noch für unrichtig, obgleich sie ziemlich allgemeine Zustimmung gefunden hat. Brugmann, Otto Hoffmann, Thumb haben sich ihr angeschlossen, zunächst auch mit besonders eingehender Begründung Kretschmer (KZ. 31 [1890] S. 289 f.). Später hat dieser doch seinen Standpunkt geändert. In dem Aufsatz über »Ionier und Achäer« (Glotta I [1907] S. 9 ff.) verteidigt er mit guten Gründen die Überlieferung, daß Attika ein Teil der alten Heimat der Ionier und ihrer Mundart gewesen sei, und macht es andererseits wahrscheinlich, daß das ionische η auf karischer Aussprache des griechischen $\bar{a}$ beruhe; von Kleinasien aus habe sich der Lautwandel »auf die Inseln und schwächer und durch Gegenströmungen gehemmt nach Attika verbreitet« (Glotta I [1907] S. 31 f.). Trifft diese Vermutung das Richtige, so ist es ja vollkommen verständlich, daß nicht alle attischen $\bar{a}$ von der Veränderung ergriffen wurden; undenkbar, daß die Athener die aus Asien kommende neue Sprechweise erst vollständig durchgeführt, dann wieder nachträglich eingeschränkt haben sollten. Zu dieser Konsequenz hat sich denn auch Kretschmer, obwohl zögernd, entschlossen. In seiner kurzen Behandlung des Gegenstandes in Gercke-Nordens »Einleitung in die Altertumswissenschaft« (I [1910] S. 149 f.) weist er darauf hin, wie sich der Übergang von $\bar{a}$ in η , von den kleinasiatischen Ioniern ausgehend, allmählich vollzogen habe: »auf den Inseln wird noch in historischer Zeit das aus $\bar{a}$ entstandene $\bar{e}$ vom alten $\bar{e}$ unterschieden, und in Attika ist der Zusammenfall mit η durch vorhergehendes ρ , ι , ϵ , υ , verhindert worden«. Das

heißt doch nicht mehr: er ist vollzogen und wieder rückgängig gemacht; sondern: er ist nicht erst vollzogen worden. Danach glaube ich, daß sich die an sich natürlichere und durch die Tatsachen gestützte Auffassung dieses Verhältnisses doch noch durchsetzen wird ¹⁹⁾. Sollte ich in diesem Punkte jedoch irren, so würde ich in dem anderen, auf den es hier doch eigentlich ankommt, in der Beurteilung des homerischen $\bar{\alpha}$, um so sicherer recht haben. Die Frage ist nur, ob die Ansicht, daß $\bar{\alpha}$ für η im Epos nicht altionisch (sondern ein fremdes, äolisches, Element) sei, aufrecht erhalten werden kann, wenn es richtig ist, daß $\bar{\alpha}$ für η im Attischen zu dem alten, gemeinionischen Bestande gehört. Was dafür spricht, ist die genauere Vergleichung des Vorkommens in beiden Dialekten.

Nur ein kleiner Teil jener homerischen α steht an Stellen, an denen auch das Attische α hat: $\theta\epsilon\acute{\alpha}$, $\Lambda\iota\nu\epsilon\acute{\iota}\alpha\varsigma$, Ναυσικάα , dazu andere Ableitungen vom Stamme $\nu\alpha\upsilon$ - wie $\text{Ναυτε\acute{\upsilon}\varsigma}$ Ναυβολίδης ; dagegen ist massenhaft att. $\bar{\alpha}$ durch hom. η vertreten: $\pi\rho\acute{\eta}\sigma\sigma\epsilon\iota\nu$, $\acute{\alpha}\nu\eta\rho\acute{o}\varsigma$, $\xi\epsilon\nu\acute{\eta}$, $\acute{\alpha}\lambda\theta\theta\epsilon\acute{\iota}\eta$, $\acute{\alpha}\tau\alpha\sigma\theta\alpha\lambda\acute{\iota}\eta$ u. v. a. Sollten also wirklich einzelne homerische α altionisch sein, so hat doch die große Menge dieser Erscheinungen, die dem epischen Dialekte seine eigentümliche Mischfarbe gibt, mit dem attischen α nichts zu tun. Eher könnte man die Orthographie der Kykladen heranziehen, um es wahrscheinlich zu machen, daß der homerische Lautbestand innerhalb des ionischen Dialektes natürlich erwachsen sei. Wenn auf jener naxischen Bustrophedoninschrift (IGA. 407) $\Delta\epsilon\iota\nu\delta\acute{\iota}\kappa\eta\sigma\iota$ und $\acute{\alpha}\lambda\eta\omicron\nu$ (d. i. $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{\epsilon}\omega\nu$) neben $\acute{\alpha}\nu\theta\epsilon\kappa\epsilon\nu$ und $\kappa\alpha\sigma\iota\gamma\gamma\epsilon\tau\eta$ steht, ein Beweis daß damals in dem offenen Klang des aus α entstandenen ϵ noch eine Spur seiner Herkunft bewahrt wurde, so ist es nicht undenkbar, daß in homerischer Zeit an den entsprechenden Stellen die α -Färbung noch deutlicher war und die Schreibung α veranlaßte. Aber dann wird es unbegreiflich, wie die Zwischenstufe zwischen $\bar{\alpha}\omicron$ $\bar{\alpha}\omega$ einerseits und $\epsilon\omega$ andererseits so ganz oder fast ganz ausfallen konnte. Wir müßten Ἀτρείδῃο , πυλῆων , $\lambda\eta\acute{o}\varsigma$ erwarten; aber dergleichen findet sich nur ganz vereinzelt. Formen wie Ἀτρείδῃο , πυλῆων gibt es bei Homer überhaupt nicht; auch $\lambda\eta\acute{o}\varsigma$ statt $\lambda\alpha\acute{o}\varsigma$ kommt nirgends vor, nur in wenigen zusammengesetzten und abgeleiteten Eigennamen erscheint der Stamm des Wortes in dieser Gestalt: $\Lambda\eta\acute{o}\kappa\rho\iota\tau\omicron\varsigma$ (P 344. β 242), $\Lambda\eta\acute{\omega}\delta\eta\varsigma$ (φ 144 u. ö.), die von Brugmann, Nauck und Fick aus den entstellten Formen $\Lambda\epsilon\acute{\iota}\omega\kappa\rho\iota\tau\omicron\varsigma$, $\Lambda\epsilon\acute{\iota}\omega\delta\eta\varsigma$ hergestellt worden sind. Sehr merkwürdig ist, daß bei dem ganz gleich gebildeten $\nu\eta\acute{o}\varsigma$ »Tempel« die ionische Form ausschließlich herrscht, $\nu\alpha\acute{o}\varsigma$ nicht ein einziges Mal vorkommt. Das völlige Ausfallen der η -Stufe in den Flexionsformen ist unerklärlich unter der

¹⁹⁾ Was zur Begründung im einzelnen, gegen Kretschmer KZ. 31, in den vorigen Auflagen ausgeführt war, braucht nicht mehr wiederholt zu werden.

Voraussetzung, daß innerhalb des Lebens der epischen Poesie $\bar{\alpha}\nu$ mit kontinuierlicher Verwandlung in $\epsilon\nu$ übergegangen sei; es wird begreiflich, wenn man annimmt, daß die $\bar{\alpha}$ -Formen einem fremden Dialekt angehörten und in den Gebrauch der ionischen Dichter als Bestandteil einer in sich abgeschlossenen, formelhaft ausgeprägten Sprache aufgenommen wurden. Das η in den Personennamen $\Lambda\eta\acute{o}\kappa\rho\iota\tau\omicron\varsigma$ $\Lambda\eta\acute{\omega}\delta\eta\varsigma$ muß davon herrühren, daß deren Träger von vornherein den jüngeren, ionischen, Schichten des Epos angehörten. Und dieselbe Bewandnis muß es mit $\nu\acute{\eta}\acute{o}\varsigma$ haben, was in anderem Zusammenhange sich in überraschender Weise bestätigen wird. — Die Ansicht, daß $\bar{\alpha}$ statt η bei Homer äolischen Ursprung habe, fand, als Fick sie entschlossen geltend machte, vielfachen Widerspruch; allmählich ist sie durchgedrungen. Gust. Meyer (Gr. Grm.² § 49 f.), Brugmann (Gr. Grm.⁴ § 13 Anm. 1), Thumb (Handbuch d. griech. Dial. § 290) sprechen sich in diesem Sinne aus; auch Blaß (Ausf. Grm. I, 127) scheint ebenso zu urteilen.

c) Homer hat κε(v) und $\bar{\alpha}\nu$ nebeneinander, während sich sonst hierin die Dialekte scharf scheiden: ion. att. $\bar{\alpha}\nu$, dor. böot. lokr. el. κα, thessal. äol. kypr. κε. Im Epos überwiegt κε, aber auch $\bar{\alpha}\nu$ ist nicht selten; und manchmal stehen beide verbunden, z. B. 1334 τοὺς $\bar{\alpha}\nu$ κε καὶ ἥθελον, Ω 437 σοὶ δ' $\bar{\alpha}\nu$ ἐγὼ πομπὸς καὶ κε κλυτὸν Ἄργος ἰκοίμην, Λ 202 u. ö. ὄφρ' $\bar{\alpha}\nu$ μὲν κεν. Diese Stellen suchte Nauck (Mél. Gr.-R. III [1867] p. 15 f.) durch Emendation zu beseitigen, und die beiden holländischen Gelehrten sind später denselben Weg gegangen (vgl. oben S. 81). Wir sehen vielmehr in dem Nebeneinander von $\bar{\alpha}\nu$ und κεν ein besonders sicheres Zeichen der Dialektmischung und erkennen zugleich, wie die ionischen Dichter den äolischen Wort- und Formelschatz mit zunehmender Verständnislosigkeit behandelt haben.

Allerdings, auch auf Inschriften finden sich $\bar{\alpha}\nu$ und κεν gelegentlich verbunden, im Arkadischen, worüber Hoffmann (Griech. Dial. I S. 144. 332) und Kretschmer (Glotta I [1907] S. 24 f.) wohl abschließend geurteilt haben. Der Tatbestand ist eben auch hier kein ursprünglicher; das Arkadische ist selbst ein Mischdialekt, entstanden, wie wohl mit Recht angenommen wird, durch achäische Einwanderung in ursprünglich ionisches Gebiet (s. Kretschmer, Glotta I S. 23 ff.). Die von dort beigebrachten Beispiele dienen also nur zur Bestätigung der Ansicht, daß $\bar{\alpha}\nu$ κε bei Homer der Dialektmischung zuzuschreiben ist²⁰⁾.

20) Ganz vereinzelt steht in der kymäischen Inschrift CIG. 3524 (= GDI. 311) Z 52: ἐντάφην ἐν ᾧ κεν $\bar{\alpha}\nu$ εὐθετον ἔμμεναι φαίνεται τόπω. Hier muß man mit Hoffmann (Griech. Dial. II Nr. 173) annehmen, daß der Schreiber, der künstlich einen nicht mehr lebendigen Dialekt nachahmte, aus Versehen eine ihm geläufige Form der κοινή beigemischt und so κεν $\bar{\alpha}\nu$ kumuliert hat.

III

In solchen Zweigen der griechischen Literatur, die nach dem Epos und im Lichte der Geschichte erwachsen sind, wiederholt sich die Erscheinung der Dialektmischung mehr als einmal. Grundlegend für die Beurteilung aller dieser Fälle ist eine Arbeit von Ahrens aus dem Jahre 1853: »Über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik« (Kl. Schr. I S. 157 ff.). Durch genaue Prüfung des nicht sehr umfangreichen, aber doch ausreichenden Materials ist er zu dem Resultat gekommen, daß die Mischung keine willkürliche gewesen sein kann »in der Weise, daß es dem Dichter freigestanden hätte, aus der ganzen Fülle der Dialekte die Elemente seiner poetischen Sprache nach subjektivem ästhetischen Ermessen auszuwählen«. Auch die geographische Berührung scheine nicht von besonderem Einfluß gewesen zu sein. Vielmehr sei »die Art der Dialektmischung überall von dem Entwicklungsgange der griechischen Literatur in ihrem Verhältnis zu den verschiedenen Stämmen abhängig« (S. 158). Zum Schluß faßt Ahrens das was er bewiesen zu haben glaubt dahin zusammen (S. 180): »daß bei keinem Lyriker etwas aus einem Dialekte zu finden ist, dessen Literatur nicht bestimmend auf den Geist seiner Poesie eingewirkt hat. Es ist z. B. ebenso unrichtig, bei Anakreon Dorismen finden zu wollen, als etwa bei Pindar Ionismen, weil die Anakreontische Lyrik ebenso wenig mit der dorischen Poesie zu tun hat, als die Pindarische mit der ionischen«. — Ein Beispiel desselben Verhältnisses bietet das dorische $\bar{u}$ im Trimeter und Tetrameter der attischen Tragödie, die Otto Hoffmann überzeugend aus Vorläufern dieser Verse und dieser Dichtart erklärt hat, die auf dorischem Boden erwachsen waren (Rhein. Mus. 69 [1914] S. 244 ff.).

In Ahrens' Beweisführung für das Gebiet der Lyrik spielt der Einfluß der epischen Sprache auf die spätere Poesie eine große Rolle; denn für die ganze Entwicklung, die untersucht wird, bildet das Epos mit seiner Dialektmischung den festen Ausgangspunkt. Der Verfasser nimmt es »als ein Faktum« an, daß der homerische Dialekt, »solange die epische Poesie die einzige kunstmäßig ausgebildete Dichtungsart war, die allgemeine Literatursprache der Hellenen bildete«; wie ihrerseits die epische Sprache entstanden sei, das liege »für jetzt außer dem Kreise der Untersuchung«. Man konnte Ahrens nicht ärger mißverstehen, als wenn man meinte, er habe sagen wollen, daß hier sein Erklärungsprinzip an sich ein Ende finde, daß die Dialektmischung im Epos nicht historisch geworden, sondern wie Athene aus dem Haupte des Zeus fertig hervorgegangen oder, menschlich ausgedrückt, daß sie künstlich und willkürlich gemacht worden sei. Dies war im Grunde die Ansicht von Arthur Ludwig, der in dem »Hinausstreben aus der Enge des Heimatsdialektes«

sogar »eine der glänzendsten Manifestationen des griechischen »Idealismus« sah (AHT. II 364f.). Das bedarf heute keiner Widerlegung mehr. Wenn für alle späteren Zweige der griechischen Poesie zu den historischen Bedingungen, unter denen ihre Sprache erwachsen ist, als eine der wichtigsten die Tatsache gehört hat, daß der epische Dialekt mit seiner Mischung fertig vorlag, so ist es eine zwingende Folgerung, daß wir nun fragen: aus welchen Elementen, unter welchen historischen Bedingungen ist denn diese, in der griechischen Literatur älteste Dialektmischung zustande gekommen?

Die Bedeutung dieses Problems hatte Ritschl erkannt, der in seinen Vorlesungen bereits das lehrte, was nachher von anderen mühsam aufs neue gefunden worden ist. Die entscheidenden Worte, aus dem Jahre 1833/4, sind in Ribbecks Biographie (I 129) mitgeteilt. »Entstanden »kurze Zeit nach dem trojanischen Kriege, in der Periode als die Achäer »den Peloponnes beherrschten, ging die homerische Heldensage mit den »von den Dorern verdrängten Achäern oder Äoliern in deren neues »Vaterland nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer (am wahr- »scheinlichsten in Smyrna), das Vorhandene zu seinem Zwecke benut- »zend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, hindurchgehenden »Plan. Die von ihm komponierten, in äolischem Dialekt gesungenen »Epen noch kürzeren Umfangs wurden hierauf (bis zum Anfange der »Olympiaden) in den Sängerschulen der Homeriden, besonders auf Chios, »erweitert und in den ionischen Dialekt übertragen. Zu Anfang der Olym- »piadenrechnung schriftlich aufgezeichnet, bestanden sie im großen und »ganzen in derselben Form unverändert fort.« Man sieht, das ist im wesentlichen dieselbe Anschauung, zu der später Hinrichs in der schon erwähnten Schrift (oben S. 150) gelangt ist. Er kritisiert dort (p. 153 sqq.) ältere Ansichten, ohne die von Ritschl zu kennen, und fordert, daß die Erklärung an Ahrens anknüpfe, also auch im Epos die Dialektmischung historisch entstehen lasse. Dies führt darauf, daß der ionischen Periode des epischen Gesanges eine andere vorangegangen sein muß, in der er bei den Äolern gepflegt wurde. Die Sagen (p. 167sq.), die sich an den troischen Krieg anschließen, sind entstanden bei den gemischten Kolonisten, welche Troas und die Nachbargenden in Besitz nahmen; die älteren Lokalsagen der Argeer, Achäer, Thessaler wurden vermischt und durch die neuen, gemeinsamen Erlebnisse vermehrt. Kleinere poetische Darstellungen entstanden, naturgemäß in äolischem Dialekt. Diese verbreiteten sich weiter und kamen, vielleicht über Smyrna, zu den Ioniern. Hier wurde die Poesie weiter ausgebildet, und in größerem Maßstabe. Die homerischen Epen wurden geschaffen, in denen man formelhafte Wendungen und Ausdrücke, besonders wenn sie sich an

bestimmten Versstellen befestigt hatten, aus der älteren äolischen Poesie beibehielt. So ist es gekommen, daß Ilias und Odyssee nicht in rein ionischem Dialekt verfaßt sind und daß die äolischen Elemente, die scheinbar gesetzlos eingesprengt sind, vorzugsweise in feststehenden Formeln und an gewissen Stellen des Verses hervortreten, wie dies Hinrichs vielfach, wenn auch nicht als ausnahmslose Regel, nachgewiesen hat²¹⁾.

Diese Hypothese wurde durch den Inhalt der Ilias unterstützt. Die Kämpfe, von denen sie erzählt, sind auf einem Boden ausgefochten worden, der in geschichtlicher Zeit äolischer Besitz war, und die Helden, die in ihnen glänzen, waren Achäer, nicht Ionier. Der Name dieser letzteren kommt ein einziges Mal bei Homer vor, N 685, und da in äolischer Form, ἰάορες; so wird eines der hier am Kampfe beteiligten Kontingente genannt, und der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß damit die Athener gemeint sind. Die Frage, wie deren vereinzelter Hervortreten in der Ilias zu erklären ist, hat uns früher beschäftigt (S. 118 f.); als Zeugnis dafür, daß die Heldensage in Attika entstanden sei, hat es noch niemand verwerten wollen. Die Heimat der Sage liegt — das wird weiterhin deutlicher noch erkannt werden — in äolischem Gebiet, in Thessalien, ihr Ursprung in Taten des achäischen Stammes, obwohl diese nun abschließend in ionischer Mundart erzählt sind.

Daß die nationale Poesie eines Stammes oder Volkes ihren Stoff nicht aus der Geschichte der eignen Vorfahren schöpft, hat insofern nichts Befremdendes, als es auch anderwärts gar nicht selten sich findet. Das französische Rolandslied besingt die Taten der Franken, also germanischer Helden. Wie überhaupt in Gallien die eindringenden Eroberer sich der überlegenen geistigen Kultur der älteren Einwohner gefügt haben, so haben sie auch deren Sprache angenommen und in ihr die aus der Heimat mitgebrachte Sitte des Heldengesanges fortgesetzt. »*L'épopée française du moyen âge, c'est l'esprit germanique dans une forme romane*«, sagt Gaston Paris. Nicht nur die Ereignisse, von denen berichtet wird, erinnern an den eigentlichen Ursprung des altfranzösischen Epos; auch der Hintergrund vor dem sie sich abspielen, der Zustand der Kultur und der Sitten, ist germanisch, die Namen der Helden

21) Eine lehrreiche Parallele, auf die mich Paul Friedländer aufmerksam gemacht hat, bietet Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung (1913) S. 30: »Als die französische Chanson de geste durch Spielleute nach Oberitalien getragen wurde, entstand daselbst eine frankoitalienische Mischsprache, ein sprachliches System, das, aus dem Material von mindestens zwei geographisch getrennten Mundarten kontaminiert, ausschließlich auf den mündlichen Vortrag und auf die schriftliche Festlegung ganz bestimmter epischer Dichtungen durch einen Zeitraum von etwa 150 Jahren hindurch beschränkt geblieben ist. Außerhalb dieser epischen Stilart war diese Schriftsprache nie und nirgends vorhanden.« Weitere Beispiele literarisch gebundener Kunstsprachen fügt Voßler hinzu.

sind deutsch gebildet. Diese Tatsache muß man anerkennen, auch wenn man die einzelnen Stufen des allmählichen Überganges nicht mehr nachweisen kann. Der Inhalt des angelsächsischen Beowulf führt uns in die Länder an der Ostsee, wo Goten und Dänen herrschen. Unser Nibelungenlied ist in einem Teile Deutschlands zum Abschluß gebracht und fixiert worden, dem die Lande am Rhein und die alten Wohnsitze der Burgunden ziemlich fern lagen. Und in noch höherem Grade wiederholt sich diese Erscheinung bei der Gudrunsage. Ihre Heimat ist das nördlichste Norddeutschland, Wate ist in Stormarn zu Hause, Dänemark und die Normandie bilden den Schauplatz der Handlung: aber diese Ereignisse sind nun in einer Mundart geschildert, in der wir von dem Rauschen der Nordsee nichts vernehmen; der oberdeutsche Sänger konnte bei seinem Publikum keine Bekanntschaft mit dem Meere voraussetzen, ja er hatte es vielleicht selbst nie gesehen. Auch bei den Russen ist der Heldengesang gewandert und hat dabei wesentliche Elemente seines Inhaltes aus der alten Heimat in die neue mitgenommen. Sagen und Lieder, die in Südrußland ihren Ursprung haben, bewahrten das Bild der dortigen Landschaft noch, als sie am Onegasee gesungen wurden, in ihrer alten Heimat aber vergessen waren; sie kennen nur ein Rußland, dessen Hauptstadt Kiew ist, nicht Moskau²²⁾. Es fehlt also nicht an Analogien zu dem Wandel, den wir für das griechische Epos annehmen müssen; aber wenn wir ihn und ähnliche Vorgänge zusammenfassen, so sind sie damit noch nicht auch begriffen. Oder kommt das auf eins hinaus?

Es gibt Gelehrte, die so denken. In seinem übrigens verdienstlichen Werk über das heroische Zeitalter²³⁾ kommt Chadwick auf meine Ausführungen über das Verhältnis zwischen Stoff und Herkunft des Epos zu sprechen und meint: wer germanische Heldendichtung studiert habe, müsse den Gedanken absurd finden, als Heimat der Argeer-Helden wie Achills deshalb Landschaften des äolischen Sprachgebietes zu fordern, weil die Taten beider zu den ältesten Gegenständen äolischer Poesie gehörten; ebenso gut könne man behaupten, daß die angelsächsischen Epen dänischer oder gotischer Herkunft seien, weil Dänen und Goten darin eine viel größere Rolle spielten als Engländer (S. 276—291). — Die Epen, wie wir sie haben, natürlich nicht, und etwas Entsprechendes habe ich auch für die Ilias niemals behauptet, wohl aber die älteren Lieder, die den heut erhaltenen vorangegangen waren. Daß die Taten eines Helden zuerst da verkündigt und im Gesange festgehalten worden sind, wo er selbst unter den Seinen lebte, so daß, wenn sie nun in sprachfremder Um-

22) Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen (1879) S. 18 f. 41.

23) H. Munro Chadwick, *The Heroic Age*. Cambridge 1912. Vgl. meine Rezension BphW. 1916 Nr. 26/28; ein paar Sätze daraus sind oben wiederholt.

gebung auftreten, eine Verpflanzung stattgefunden haben muß, das nimmt Chadwick selber durchweg an, auch (S. 52) speziell mit bezug auf den Beowulf. Erst in dem auf uns gekommenen literarischen Bestande ist es eine geläufige Erscheinung, daß die alten Lieder eines Stammes oder Volkes solche Helden verherrlichen, die einem andern und andersprechenden Stamm oder Volk angehört hatten. Und da meine ich immer noch, daß durch die Häufigkeit solches Wandels die Frage, wie es dabei zugegangen sei, nicht beantwortet, sondern erst recht dringend gemacht ist. Hinter den Tatsachen muß doch eine Ursache stecken. Wie weit für die germanische Epik die Dinge so liegen, daß ein Suchen danach ausgeschlossen scheint, entzieht sich meiner Beurteilung. Angenommen, ein völliger Verzicht sei dort unvermeidlich und also berechtigt, so würde dadurch der Wert des homerischen Beispiels nur erhöht werden, wo die sprachliche Analyse Handhaben bietet, um ins Innere der Entwicklung einzudringen.

Es ist das Verdienst von August Fick, daß er als erster dies im großen Maßstabe versucht hat²⁴⁾. Seine Grundanschauung trägt er so vor (Od. S. 5): »Die echte homerische Dichtung ist von äolischen Dichtern ursprünglich in rein äolischer Mundart verfaßt. Mittelpunkt dieser Kunstübung war das äolische Smyrna, Träger derselben ein bestimmtes Geschlecht, eine kastenartige Innung, welche vielleicht schon damals den Namen Ὀμηρίδαι führte. Als Smyrna um 700 vor Chr. ionisch wurde, wanderte diese gens nach Chios aus; dort wurde sie ionisch und ionisierte denn auch ganz natürlich die Gedichte ihres Erbesitzes, wenn auch nur in ganz äußerlicher Weise. Diese äußerlich ionisierte Äolis, in welcher die Homeriden von Chios die homerischen Gedichte vortrugen, ist dann die Sprache des späteren Epos geworden, in dieser Sprache haben sie selbst ihre Erweiterungen und Fortsetzungen gedichtet.« — Der Gedanke, daß das Epos ursprünglich äolisch gedichtet sei, daß deshalb der jetzige Text eine Wort für Wort durchzuführende Rückübertragung ins Äolische fordern und vertragen müsse, war schon im Altertum geäußert worden. Denn dies ist doch wohl der Sinn der Bemerkung in Osanns *Anecdota Romanum*²⁵⁾: Τὴν δὲ ποιήσιν ἀναγινώσκεσθαι ἄξιοι Ζῶπυρος ὁ Μάγνης Αἰολίδι διαλέκτῳ· τὸ δ' αὐτὸ καὶ Δικαίαρχος. Doch

24) Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. Göttingen 1883. — Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. 1886. — Als Neubearbeitung des ersten Werkes erschien 1910: »Die Entstehung der Odyssee und die Versabzählung in den griech. Epen.«

25) *Anecdota Romanum de notis veterum criticis in primis Aristarchi Homericis et Iliade Heliconia*. Ed. et commentariis instr. Fridericus Osann. 1851. Die Hauptabschnitte des griechischen Textes sind wieder abgedruckt im ersten Bande der Oxforder Ausgabe der Ilias-Scholien.

diese Nachricht steht in unsrer Überlieferung vereinzelt da. Wir wissen weder, ob es einen in dieser Weise hergestellten Wortlaut auch nur für einige Gesänge irgendwo gegeben hat, noch vollends, ob und wie die Vertreter dieser Ansicht versucht haben, die Entstehung des überwiegend ionischen Mischdialektes, in dem Ilias und Odyssee, sozusagen von jeher, gelesen wurden, historisch zu erklären. Auch Fick hat es sich in diesem Punkte etwas leicht gemacht. Tatsache ist ja, daß Smyrna anfangs eine äolische Stadt war und ums Jahr 700, jedenfalls nicht viel später, durch Gewalt in den Besitz der Ionier übergang (Hdt. I 150). Aber daß damals die Homeriden nach Chios auswanderten, dort selber zu Ioniern wurden und nun ihre eignen Gedichte ins Ionische übersetzten, das sind alles bloße Annahmen; sie lassen sich weder beweisen noch widerlegen. Trotzdem ist die Geringschätzung, mit der Ficks Arbeit von vielen abgetan wird, nicht am Platze. Ich freue mich, mit Wackernagel (BphW. 1891 S. 6) in der Erfahrung zusammengetroffen zu sein, daß unser Respekt für sie trotz ihrer augenfälligen Mängel bei andauernder Beschäftigung immer mehr gewachsen ist. Sein Unternehmen, einen bestimmten Hergang aufzudecken, durch welchen die Mischung der Dialekte zustande gekommen sei, stützt sich auf sprachlich-metrische Beweisgründe und ist einer ernsthaften Prüfung sehr wohl zugänglich.

Die Übertragung aus der einen Mundart in die andre soll eine rein mechanische gewesen sein; Wort für Wort und Silbe für Silbe wurde der äolische Text durch den entsprechenden ionischen ersetzt. »Traf »man (Od. 13) auf eine äolische Form, für welche die Ias kein metrisches »Äquivalent bot oder welche im Ionischen überhaupt nicht vorkam, so »ließ man den Äolismus ruhig in der ionischen Umgebung stehen.« Wenn es wirklich so hergegangen ist, so muß sich das an zwei Merkmalen noch erkennen lassen: 1) jede ionische Wortform unseres Homertextes muß sich ohne Schaden für den Vers in eine gleichwertige äolische zurückübersetzen lassen; 2) unter den äolischen Formen, die der überlieferte Text enthält, kann keine sein, die sich ohne Verletzung des Verses ins Ionische übertragen ließe. Würden beide Postulate durch die Beobachtung bestätigt, so hätten wir den sichersten Beweis für Ficks Annahme einer mechanischen Übertragung. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Fick selber hat gefunden, daß es »überschüssige Äolismen« und »festsitzende Ionismen« in nicht ganz kleiner Zahl gibt. Zur ersten Gruppe gehören: ἄργεννός, ἐρεβεννός, μάν (öfter als μήν), πόρδαλις (neben πάρδαλις), ἵμεναι (neben häufigerem ἰέναι), ἔμμεν (5 mal neben sehr häufigem εἶναι) usw. Ferner alle Formen mit ᾱ für η wie θεά (neben Λευκοθήη), Ἀτρείδαι, διδυμάων, ὀπάων (neben παιήων), λαός (neben νηός) u. m. ä. In all diesen Fällen hat die ionische Form ebensoviel Silben und dieselbe

Verteilung von Längen und Kürzen wie die äolische, der sie auch etymologisch genau entspricht; es ist also nicht abzusehen, warum bei einer silbenmäßigen Übertragung ins Ionische diese Formen übergegangen wurden. Fick hat sich begnügt (Od. 21) diese Tatsache zu konstatieren; und als auf sie ein Einwand begründet wurde, erwiderte er (II. S. XVI): »die überschüssigen Äolismen beweisen nichts gegen meine Theorie; »denn eine Übertragung wie die von mir angenommene braucht ja nicht »notwendig ganz exakt ausgefallen zu sein.« In demselben Sinne ist ihm später Bechtel zu Hilfe gekommen²⁶⁾; und man muß zugeben, daß vereinzelte Spuren von Inkonsequenz in der Ionisierung den allgemeinen Tatbestand nicht stören würden. Aber es handelt sich nicht bloß um ein vereinzelter Vorkommen. Und vor allem: wenn der Beweis sich zu einem guten Teile darauf gründen soll (s. Od. 13. 319), daß die Probe genau aufgeht, dann muß sie auch wirklich genau aufgehen.

Durch die Formen mit $\bar{a}o$ und $\bar{a}w$ wurde Fick dazu geführt der sprachgeschichtlichen Chronologie in bedenklicher Weise Gewalt anzutun. Er schloß aus ihnen (Od. 4), daß die Ionisierung des Textes zu einer Zeit stattgefunden habe, wo ηo ηw bereits zu ew geworden waren, also ein metrisches Äquivalent für Formen wie $\tau\alpha\rho\epsilon\acute{\iota}\delta\alpha o$, $\tau\acute{\alpha}wv$ im Ionischen nicht mehr zur Verfügung stand. Aber woher kommen dann $\Lambda\eta\acute{o}\kappa\rho\iota\tau o\varsigma$ (aus $\Lambda\epsilon\acute{\iota}w\kappa\rho\iota\tau o\varsigma$ hergestellt), $\nu\eta\acute{o}\varsigma$, $\pi\alpha\iota\eta\acute{w}v$? Formen dieser Art sind ja bei Homer selten, doch immer häufig genug um zu beweisen, daß die Lautgruppen ηo ηw der Sprache des Dichters nicht fremd waren; und an den Stellen, an denen sie überhaupt auftreten, finden sie sich ausnahmslos: $\nu\acute{a}\acute{o}\varsigma$, $\ast\pi\alpha\iota\acute{a}wv$ fehlen ebenso vollständig wie $\lambda\eta\acute{o}\varsigma$, $\tau\alpha\rho\epsilon\acute{\iota}\delta\eta o$. Fick verwandelte $\nu\eta\acute{o}\varsigma$ in $\nu\acute{a}\theta o\varsigma$ und zerstörte damit eine Spur, die sprachgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich wertvoll ist. Wir erkennen vielmehr aus der vorliegenden Verschiedenheit, daß die Ionisierung der epischen Sprache ganz gewiß keine mechanische war: ionische Formen stellten sich zunächst nur in den jüngeren Partien ein, die von Ioniern hinzugedichtet wurden, während man die altüberlieferten Gesänge unverändert weitergab; erst allmählich und gelegentlich drängte sich auch in die Wiedergabe dieser älteren, äolischen Partien die ionische Färbung der Sprache ein.

Daß »festsitzende Ionismen« sich mit Ficks Theorie nicht vertragen, erkannte er selbst an, indem er sie, soviel als möglich, durch Textänderung zu beseitigen suchte, wo dies aber nicht möglich war, den einzelnen

26) Bechtel, Ein Einwand gegen den äolischen Homer. In ΓΕΡΑΣ, Abhandlungen zur indogermanischen Sprachgeschichte, August Fick zum siebenzigsten Geburtstage gewidmet (1903) S. 17—32. Meine Antwort darauf NJb. 15 (1905) S. 2. Über Bechtels später etwas veränderte Stellungnahme siehe unten S. 171.

Vers als interpoliert hinauswarf. Trotzdem blieb doch ein recht ansehnlicher Bestand zurück, den auch Fick nicht als zufällig entstanden und unerheblich ansehen konnte, vielmehr zum Ausgangspunkt für weitere kritische Folgerungen gemacht hat. Er glaubte beobachtet zu haben (Od. 319), daß »die von einer vernünftigen Kritik für jünger erklärten« Partien der Odyssee von festen Ionismen wimmeln, während dieselben »den älteren Teilen fast völlig fehlen oder sich doch leicht beseitigen lassen.« Als Vertreter einer »vernünftigen Kritik« wählte Fick mit gutem Grunde Kirchhoff, ging aber dadurch über dessen eigene Ansprüche weit hinaus, daß er die von ihm durchgeführte Zerlegung in allen Einzelheiten als richtig annahm. Er suchte zu beweisen, daß alle Stücke, die Kirchhoff seinem »Redaktor« zugewiesen hat, von festen Ionismen voll sind, während die Partien, die Kirchhoff für echt hielt, sich ohne jeden Anstoß ins Äolische zurückübersetzen lassen. Das wäre ein glänzendes Resultat; die sogenannte höhere Kritik würde in ihrem Ergebnis mit der sprachgeschichtlichen Analyse des Textes genau übereinstimmen. Aber der Beweis hält bei näherer Prüfung nicht stand; Fick hat dieselben Erscheinungen des Ionismus verschieden behandelt, je nachdem sie in Stücken vorkamen deren Echtheit oder deren Unechtheit er dartun wollte. Die einen suchte er durch Korrektur oder Einzelathetese zu beseitigen, die anderen galten ihm als Zeugnis der Unechtheit²⁷⁾. Natürlich ist er sich seiner Inkonsequenz nicht bewußt gewesen, sondern hat sich von dem Wunsche, ein elegantes Resultat zu erzielen, gefangen nehmen lassen; den Erfolg seiner Arbeit aber hat er dadurch schwer beeinträchtigt. In Wahrheit unterscheiden sich ältere und jüngere Partien der Odyssee hinsichtlich des Bestandes an festen Ionismen in viel geringerem Grade, als Fick behauptete. Daß überhaupt in dieser Beziehung ein Unterschied besteht, ist kein Wunder, da doch jedenfalls die älteren Teile des Epos an die äolische Periode der Poesie näher heranreichen als die später hinzugekommenen, in denen das Verständnis für äolische Formen immer mehr abnimmt. Aber ein äußerliches Merkmal zu scharfer Scheidung von Echt und Unecht haben wir in dieser Statistik nicht.

Für die Bearbeitung der Ilias kamen Fick die Erfahrungen zugute, die er bei der Odyssee gemacht hatte; aber auch durch äußere Verhältnisse wurde er gezwungen sein Verfahren etwas zu ändern. Hier lag eine so allgemein rezipierte Kompositions-Hypothese, wie dort die Kirchhoffsche war, nicht vor. Im allgemeinen hat sich Fick an Grote angeschlossen, der — ähnlich wie schon vor ihm Wilhelm Müller²⁸⁾ — erkannt hatte,

27) Das ist im einzelnen nachgewiesen in meiner Rezension seiner Odyssee, Jahresbericht des philol. Vereins in Berlin X (1884) S. 290—311. Entsprechend für die Ilias Bph W. 1887 Nr. 17—19. 28) Wilh. Müller: Homerische Vorschule, S. 122. Vgl. oben S. 135 Anm.

daß die Gesänge B—H eine für sich stehende Masse bilden; aber da diese Theorie nicht überall ins einzelne ausgearbeitet war, so mußte Fick die Fragen der Komposition erst selbst erörtern. Dabei kam er durch den Zwang der Tatsachen unmerklich dazu, den gewaltsamen Gegensatz echter und unechter Partien zu mildern. Zwar schrieb er auch hier einiges der äolischen Blütezeit des Epos, anderes der Tätigkeit eines ionischen Redaktors zu; doch zwischen beiden setzte er eine Übergangstufe an: Stücke, die schon von Ioniern gedichtet seien, aber noch in der alten äolischen Mundart. Im einzelnen war seine Zerlegung recht anfechtbar. Aber prinzipiell zeigte sich ein großer Fortschritt, oder vielmehr eine Rückkehr zum Richtigen, zu der Erkenntnis, daß die Umbildung des epischen Dialektes nicht mechanisch und plötzlich erfolgt ist sondern allmählich und unwillkürlich. »Feinere Ionismen, welche sich nicht beseitigen lassen« (S. 387. 461) fehlen nirgends, wie Fick an den zahlreichen Athetesen und Korrekturen hätte merken können, zu denen er in seinen »echten Partien« gedrängt wurde. Und umgekehrt fehlen auch in den jüngsten Schichten nicht Formen von bemerkenswerter Altertümlichkeit, die entweder offen zutage liegen oder unter einer modernisierten Gestalt des Textes versteckt sind. Beispielsweise gehört es zu den einleuchtendsten Emendationen, die Fick selber vorgeschlagen hat, wenn er den Versausgang $\chi\acute{o}\lambda\omicron\varsigma \delta\acute{\epsilon} \mu\upsilon\nu \acute{\alpha}\gamma\rho\iota\omicron\varsigma \eta\pi\rho\epsilon\iota$ verwandelt in $\chi\acute{o}\lambda\omicron\varsigma \delta\acute{\epsilon} \mu\upsilon\nu \acute{\alpha}\gamma\rho\iota\omicron\varsigma \acute{\alpha}\gamma\rho\eta$, mit wirksamem Wortspiel. Er hat die Konjekturen $\Delta 23$. $\Theta 460$ in den Text gesetzt; aber dieselben Worte lesen wir $\Theta 304$ in dem Liede von Ares und Aphrodite, das mit Recht für einen späten Zusatz gilt und durch Formen wie Ἡλίου 271, Ἑρμῆν 334 als ursprünglich nicht-äolisch erwiesen wird: der nachahmende Dichter hat eine ihm geläufige altertümliche Wendung, wie so vieles Formelhafte, sich zunutze gemacht. Es handelt sich eben durchweg nicht um einen wesentlichen Unterschied zwischen »echt« und »unecht« sondern um eine allmähliche Abstufung vom »Älteren« zum »Jüngeren«. Das hat Fick nicht erkannt; er wollte auf ein klares Entweder-Oder hinaus und mußte, um dies zu erreichen, seinem Beweismaterial Gewalt antun.

Bei diesem Irrtum und diesem gewaltsamen Verfahren ist er auch später geblieben, in Arbeiten die der Aufgabe gewidmet waren, seine Theorie von der Entstehung der Ilias weiter auszubauen und im einzelnen zu berichtigen²⁹⁾. Wenn er die Altersschichten des Textes jetzt vielfach anders abgrenzte, als in seiner Ausgabe (1886) geschehen war, so lag darin doch das Zugeständnis, daß die sprachliche Analyse des Epos zu

29) Das Lied vom Zorne Achills. Bzb. Btr. 21 (1896) S. 1—81. — Die Erweiterung der Menis. Ebenda 24 (1899) S. 1—93. — Die Erweiterung der Menis. Die Einlegung des »Oitos« in die Menis. Ebenda 26 (1900) S. 1—29.

einer sicheren Scheidung von Echt und Unecht nicht geführt hatte. Auch prinzipiell glaubte er seine Ansicht modifizieren zu müssen. Als zweitälteste Schicht galt ihm wie früher die Erweiterung des ursprünglichen Μῆνις-Liedes, die in dem Hauptinhalt der Gesänge Μ—Σ gegeben sei, und der er nach wie vor auch Ω, mit einigen Auslassungen, zurechnete. Für diese zweite Schicht erkannte er jetzt an (Bzb. Btr. 24 S. 18 f.), daß sie in der Sprache schon einige unäolische Elemente enthalten habe: den Gebrauch von ἐς neben εἰς und die kontrahierte Aussprache der Lautgruppen ε(ϝ)ο ε(ϝ)ω. Er sah hierin »eine leichte Beeinflussung der Sprache des [noch immer äolischen] Erweiterers durch die Ias«. Damit war die Tatsache der Mischung schon für diejenige Gestalt des Epos konstatiert, die der vollständigen Übertragung ins Ionische vorangegangen sein sollte, grundsätzlich also zugegeben, daß die Mischung nicht erst durch jene Übertragung entstanden ist. Auf strenge Anwendung des sprachlich-statistischen Maßstabes jetzt noch mehr als früher zu verzichten wurde Fick durch eine Entdeckung bewogen, die er hinsichtlich des Umfanges der sachlich sich heraushebenden Teile des Epos gemacht zu haben glaubte. Die Auswahl und Gruppierung, in der er seine Μῆνις und ihre erste Erweiterung, jede zu 1936 Versen, jetzt abdruckte, war nicht das Resultat sprachlicher Analyse, sondern im ganzen durch die Absicht bestimmt, nichts »Wesentliches« wegzulassen und nichts »Unwesentliches« aufzunehmen; im kleinen aber war für Streichung einzelner, an sich unanstößiger Verse wie auch einmal für Annahme einer größeren Lücke — an Stelle unseres P³⁰) — die Überzeugung maßgebend gewesen, daß beide Gedichte in Abschnitten verfaßt gewesen seien, deren Verszahl ein Vielfaches von 11 war. Solche Zahlensymmetrie hat Fick dann auch in den übrigen Partien der Ilias und in der Odyssee gefunden. Sein letztes Werk, vom Jahre 1910, trägt den umfassenden Titel: »Die Entstehung der Odyssee und die Versabzählung in den griechischen Epen«. Hier hat er dasselbe Prinzip auf Hesiod und auf die größeren Hymnen angewandt³¹⁾.

Auf dieses Gebiet sind ihm seine entschlossenen Anhänger, Robert und Bechtel, nicht gefolgt, während sie mit bezug auf die Dialektmischung seine Hypothese in ihrer ganzen Starrheit wieder aufnahmen³²⁾. Auch bei ihnen erschien deshalb eine »Uriliad«, die äolisch gedichtet gewesen sei und sich durch Rückübersetzung aus dem Ionischen rein wiederher-

30) Darüber s. Bzb. Btr. 21 S. 61 und 24 S. 2. 46. 31) Über das Verhältnis dieses Buches zu den früheren Arbeiten s. oben S. 164 Anm. 24. Von Versabzählung handeln im Zusammenhang S. 190—206; für die Odyssee kommen in Betracht S. 23. 57. 75. 106. 205.

32) Studien zur Ilias, von Carl Robert, mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin, 1901. Zur Kritik vgl. meinen Aufsatz »Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias«, NJb. IX (1902) S. 77—99.

stellen lasse; aber auch hier ging die Probe nirgends rein auf. Korrekturen mußten angebracht werden, zum Teil solche, die den Sinn verschlechtern, wie Z 329 σὺ δ' αὖ μαχέσαιο καὶ ἄλλῃ anstatt des überlieferten σὺ δ' ἄν μαχέσαιο. Und vielfach wurden Verse nur deshalb für interpoliert erklärt, weil sie den altertümlichen Charakter einer für die *Uriliad* in Anspruch genommenen Partie durch ionische Formen störten. Unter dem, was auf diese Weise ausgeschieden wurde, ist manches Vortreffliche. In den Worten des Paris Γ 65 f.: οὐ τοι ἀπόβλητ' ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα, ὅσσα κεν αὐτοὶ δῶσιν, ἐκὼν δ' οὐκ ἄν τις ἔλοιτο, versuchte Robert gar nicht, den Inhalt des zweiten Verses zu bemängeln, sondern sagte nur: »66 ist wegen δῶσι zu streichen«. Logisch kann der Satz ja wohl entbehrt werden; aber der schönste und tiefste Teil des Gedankens — man kann sagen: die Keimzelle zu Schillers *Elegie* »Das Glück« — liegt in ihm: wie Paris, der sich vor dem gerechten Tadel des Bruders demütigt, doch die eigne Würde nicht aufgibt, sondern sich mit Stolz des Vorzuges bewußt bleibt, der nun wieder ihm vor vielen anderen von den Göttern verliehen ist. Was ist das für eine Kritik, die solche Perlen wegwirft, weil die Maschen des grammatischen Fangnetzes zu grob sind um sie festzuhalten! Daß sich sehr oft einzelne Verse oder Versgruppen ohne Anstoß herausnehmen lassen, ist bei der zwanglosen Art, wie Homer die Gedanken aneinander reiht und in den Versbau einfügt, ganz natürlich. Robert und Bechtel schreckten aber auch davor nicht zurück, ein für den Gang der Erzählung unentbehrliches Stück wegzustreichen. So wurde O 444—457 der Bericht von dem zuerst erfolgreichen Auftreten des Teukros als »ionische Einlage« ausgesondert und damit in die Darstellung eine Lücke gebracht, die man bloß mit der Vermutung auszufüllen wußte, daß hier ein Stück *Uriliad*, in dem ebendasselbe erzählt war, verdrängt worden sei (Stud. z. II. S. 141). Dies alles und vieles Ähnliche im Verlauf eines Beweises, der den Glauben an die Existenz einer äolischen *Uriliad* gerade auf die Beobachtung hatte gründen wollen, daß die Partien, bei denen die Rückübersetzung scheitert, genau mit denen zusammenfielen, die auch um des Inhaltes willen von einer besonnenen Kritik verworfen werden müßten.

Was uns mit Hilfe solcher Eingriffe nun tatsächlich als echter und eigentlicher Grundstock der *Ilias* vorgelegt wurde, war ein Gedicht von 2146 Versen, ohne Anfang und ohne Ende, in dessen Innerem der Zusammenhang der Erzählung nicht weniger als 49 mal unterbrochen sein würde. Wer aus den Ergebnissen eines Versuches zu lernen vermag, wird hier den Schluß ziehen, daß es eben nicht möglich ist, aus dem Bestande unsrer *Ilias* noch gerundete Stücke in rein äolischer Sprache auszulösen. Vielmehr ist dieses unser Epos schon in seinen ältesten Teilen

von Ioniern gedichtet, die sich einer ihnen überlieferten fremden Mundart bedienten und deren Formen mit bestem Willen weiter gebrauchten, unwillkürlich aber hier und da die ihnen selbst vertrauten anstatt der erlernten äolischen einsetzten: anfangs geschah das nur selten, im Laufe der Generationen häufiger, und zuletzt verschob sich das Verhältnis so weit, daß die ionische Sprache nun als die herrschende, äolische Elemente nur eingestreut erscheinen. Auch in der durch Robert erneuerten Gestalt hat die Ficksche Hypothese sich selber widerlegt.

Dies erkannte schließlich auch Bechtel an, der den sprachwissenschaftlichen Teil der Arbeit für Robert übernommen und weiter zu vertreten hatte (oben S. 166, Anm. 26). In seinem Buche »Die Vokalkontraktion bei Homer« (1908) schreibt er (S. XI): »Was Fick zuletzt für die »Sprache seines 'Erweiterers' konzedierte, daß sie eine leichte Beeinflussung durch die Ias erfahren habe (Beitr. 24, 19), das gilt schon für »die Sprache der ältesten Schicht. Das rein äolische Epos vermögen »wir nicht mehr zu erreichen.« Ein wertvolles Zugeständnis, von dem aus man dahin hätte gelangen müssen, die ganze Analyse der Ilias, die durch Robert gegeben worden war, einer Nachprüfung zu unterziehen. Aber immer noch erklärt Bechtel (S. X), »im Urteile darüber, welche größere Gruppen als einheitliche Dichtungen gelten dürfen«, für die Ilias von eben dieser Analyse — wie für die Odyssee von der von Wilamowitz — »fast ganz abhängig« zu sein. Wie sehr seine sprachwissenschaftlichen Resultate unter dieser Unklarheit gelitten haben, ist anderwärts gezeigt worden (vgl. oben S. 82). Für Roberts Versuch, das allmähliche Wachstum der Ilias in sprachlichen Schichten darzustellen, hätte nach festeren Stützen gesucht werden müssen. Dabei würde sich am besten gezeigt haben, wieviel Elemente von bleibender Kraft die neue Theorie enthielt, und ob sie auch im Guten, wie leider in seinen Fehlern, dem Vorbilde treu gefolgt war.

Denn Ficks Arbeit, zu der wir zurückkehren, ist mit einer negativen Kritik nicht abgetan; sie ist auch durch positive Resultate wertvoll und kann es noch mehr werden, wenn sie als das angesehen wird, was sie ihrer Natur nach sein muß, ein Experiment. Um zu erkennen, wie viel Äolisches in Homer steckt, konnte man gar nicht anders verfahren, als daß man einmal versuchte den ganzen Text ins Äolische zu übersetzen. Dabei mußte manches zum Vorschein kommen, was sonst verborgen lag. Wenn Odysseus κ 374 seine Haltung Kirke gegenüber, die ihn zu essen auffordert, mit den Worten beschreibt ἥμην ἄλλοφρονέων, so gibt die Erklärung ἄλλο φρονέων einen ganz guten Sinn. Aber Ψ 698, wo die Freunde den besieigten Faustkämpfer vom Kampfplatze wegführen, καὶ δ' ἄλλοφρονέοντα μετὰ σφίσιν εἶσαν ἄγοντες, da ist schwer ver-

ständig, wie der Unglückliche, der mühsam die Füße nachschleppt und den Kopf nicht gerade halten kann, noch Muße finden soll »an anderes zu denken«. Fick (Il. 389f.) nimmt λλ als äolische Schreibung und setzt den ersten Bestandteil des Kompositums (ἄλλος) mit ion. ἡλεός oder ἡλός (β 243. O 128) gleich, wodurch die Bedeutung »betäubt, sinnlos, bewusstlos« gewonnen wird, die in κ nicht schlecht paßt und in Ψ allein erst einen brauchbaren Sinn gibt. — Viel wichtiger ist eine allgemeine Beobachtung, auf die Fick durch seinen Übertragungsversuch geführt worden ist: er hat entdeckt, daß in unserm Homertext an vielen Stellen ein Reim verborgen liegt. Auf Verse wie:

ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι B 484,
αἰεὶ δὲ μαλακοῖσι καὶ αἰμυλίοισι λόγοισι α 56,
ἐκ μὲν Κρητῶν γένος εὖχομαι εὐρείων Ξ 199

u. ä. hatte man auch sonst schon geachtet. Lehrs (Ar.² 476) kämpft lebhaft dagegen, daß man leoninische Hexameter, eine »Ausgeburt der äußersten Spielerei, der äußersten und spätesten Geschmacklosigkeit«, dem Homer aufdrängen wolle. Sie für geschmacklos zu erklären ist auch heute noch jeder Leser für seine Person berechtigt; der Glaube aber, daß sie bei Homer auf Zufall beruhen, muß wankend werden, wenn man die Fülle der Beispiele ansieht, die Fick (Il. 534f. Bzb. Btr. 21 [1896] S. 3) zusammengestellt hat:

B 511 οἱ δ' Ἀσπλάδων' ἔναιον ἰδ' Ἐρχόμενον Μινύαιον,
X 174 ἄλλ' ἄγετε φράζεσθε θεοὶ καὶ μητιάεσθε,
N 510 ἐσπάσατ', οὐδ' ἄρ' ἔτ' ἄλλα δυνάσατο τεύχεα κάλλα,
β 220 αἱ δέ κε τεθνάοντος ἀκούω μῆδ' ἔτ' ἔοντος,
X 412f. λῶοι μὲν ῥα γέροντα μόγισ' ἔχον ἀσχαλάοντα
ἐξέλεθ' ἡμεῖς μὲν ῥα γέροντα μόγισ' ἔχον ἀσχαλάοντα
O 592 Τρῶες δὲ λεύοισι φεφοίκοτες ὡμοφάγοισι,
Ω 427 λάθετ' ἐνὶ μεγάροισι θέων οἱ Ὀλυμπον ἔχοισι,
μ 344 φέρζομεν ἀθανάτοισι, τοὶ ὄρρανον εὖρον ἔχοισι,

usw. In all diesen Fällen tritt erst durch Einsetzung der äolischen Wortform der Reim hervor. Dasselbe gilt von anderen Klangfiguren, Assonanzen und Allitterationen und Wortspielen jeder Art. Aus κτήματα πάντα wird πάμματα πάντα, ἄλλυδις ἄλλη verwandelt sich in ἄλλυδις ἄλλυι, der Vers Z 201 lautet nun κἄπ πέδιον τὸ Ἀλάιον οἶος ἄλατο, Λ 547 hören wir: ὀλιγον γόνυ γόννος ἀμείβων. In diesem Zusammenhang findet auch das vorher erwähnte χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρη erst seine volle Begründung. Alle diese Anklänge fallen so deutlich ins Gehör, daß es nicht angeht, sie im voraus alle für zufällig zu erklären; wer das aber nicht tut, der wird nicht umhin können die sprachliche Gestalt des Textes, in der sie vernehmbar werden, als die ursprüngliche anzuerkennen.

Ein weiterer Gewinn, der sich aus dem von Fick angeregten Unternehmen ziehen läßt, liegt darin, daß wir auf diesem Wege einen Maßstab zur Bestimmung des relativen Alters der einzelnen Partien erhalten; den Anspruch, daß die sprachgeschichtliche Kritik dies vermöge, hätte Bechtel getrost festhalten sollen. Freilich ist dabei große Vorsicht erforderlich, sehr viel größere als Fick selber bewiesen hat. Die an sich treffliche Erörterung über ἀλλοφρονέοντα schließt er mit dem Satze: »Somit liegt in dem einen Worte der vollständige Beweis, daß die ἄλλα ursprünglich äolisch abgefaßt sind.« Nimmermehr. Dann müßte auch durch ἄγριος ἄγρη θ 104 bewiesen sein, daß das Lied, welches Demodokos vorträgt, einer der ältesten Teile der Odyssee sei: und doch ist natürlich auch Fick (Od. 315; vgl. oben S. 168) vom Gegenteil überzeugt. Beide Fälle sind gleich zu beurteilen: wenn eine äolische Vokabel oder Formel zum überlieferten epischen Sprachgut gehörte, so konnte sie sehr wohl auch von einem späten ionischen Dichter noch angewandt werden; ja ganze Verse und Versgruppen von altem Gepräge konnte ein solcher sich zunutze machen. Eine einzelne noch so altertümliche Form beweist also gar nichts für frühen Ursprung der Partie, innerhalb deren sie steht. Auf der andern Seite haben wir gesehen, daß auch in den echtsten und unentbehrlichsten Stücken des Epos schon hier und da Ionismen festsetzen; ein einzelnes Beispiel dieser Art ist also nicht nur kein Zeugnis für Ueuechtheit — mit diesem Begriff zu operieren sollte man überhaupt lieber aufhören —, sondern nicht einmal für relativ späte Entstehung innerhalb dessen was auf uns gekommen ist. Erst bei dem Überblick über ein weiteres Gebiet tritt in der größeren oder geringeren Dichtigkeit gleichartiger Vorkommnisse ein Anhalt für die Schätzung des Alters hervor.

IV

Inzwischen ist die Frage, wie der Übergang der epischen Poesie von einem Stamme zum andern sich vollzogen habe, immer noch unbeantwortet; nur das haben wir erkannt, daß er nicht plötzlich und mechanisch gemacht worden ist. Weiter aber läßt sich behaupten: zwischen beiden Stämmen muß eine nahe und andauernde Berührung stattgefunden haben, bei welcher die Kulturelemente beider miteinander verschmolzen wurden, und zwar so, daß die Ionier die überlegenen waren, die den geistigen Besitz der andern sich aneigneten. Dies führt auf die Annahme von Kämpfen, in denen beide Stämme miteinander rangen und sich mischten, bis der ältere von dem jugendlich kräftigeren politisch überwunden wurde. Und zu dieser Vorstellung stimmt wirklich die geschichtliche Überlieferung und noch mehr das Bild, das uns die

Besitzverhältnisse an der kleinasiatischen Küste in historischer Zeit darbieten.

Den aus dem Altertum überkommenen Wanderungs- und Gründungssagen kommt der Wert historischer Zeugnisse nicht zu; diese Darstellung ist konstruiert worden, weil man für gewisse historische und geographische Verhältnisse eine Erklärung verlangte und dem naiven Sinn nur eine solche sich darbot, in der die wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge, die in Wirklichkeit maßgebend gewesen sind, durch persönliche Beziehungen der herrschenden Geschlechter ersetzt waren. Aber darum kann doch die Anschauung von jenen historischen Verhältnissen selbst, zu denen man die Erklärung suchte, eine richtige gewesen sein. Wenn wir also lesen (z. B. Strab. XIII 3, p. 582; vgl. Pindar Nem. 11, 34), daß die äolische Einwanderung in Kleinasien unmittelbar an Orestes angeknüpft wird, während die Ionier erst mehrere Generationen später hinübergegangen sein sollen, so daß die Rückkehr der Herakliden zwischen beiden Zügen erfolgt wäre, so zeigt sich deutlich, daß man überzeugt war, die ionischen Kolonien seien jünger als die äolischen, und den Wunsch hatte, dieses Verhältnis aus Geschichte und Genealogie zu erklären. Da tritt nun eben das Epos ergänzend und bestätigend ein, indem es durch seinen sprachlichen Zustand den Beweis liefert, daß wirklich in Kleinasien die Blüte der äolischen Kultur älter war als die der ionischen. Und von dem siegreichen Vordringen der letzteren zeigt uns die Landkarte noch Spuren. Eine der ionischen Städte, Phokäa, lag mitten in äolischen Gebiet und war gewiß nicht in gutem Einvernehmen mit den Anwohnern gegründet worden. Von einer anderen, Smyrna, war es bekannt (vgl. oben S. 164), daß sie ursprünglich äolisch gewesen und erst durch Verrat und Gewalt in den Besitz der Ionier übergegangen war. Und das ist gerade diejenige Stadt, an der besonders fest die Tradition haftete, daß sie der Sitz der homerischen Poesie gewesen sei. Nur Chios könnte ihr darin gleichgestellt werden; und da ist es doch ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch dort das Vorhandensein eines ursprünglich äolischen Elementes deutlich erkennbar ist. Bechtel hat³³⁾ darauf hingewiesen, daß der ionische Dialekt von Chios wie der von Erythrä und Phokäa gewisse Äolismen enthält: das *ι* in den inschriftlich bezeugten Verbalformen *πρήξεισι*, *λάβωσι*, die Geminatio des Nasals in den Ortsbezeichnungen *Ἀργεννον* und, an den Namen der Stadt *Πέλινα* im westlichen Thessalien erinnernd, *Πελινναίων* ὄρος, u. a. dergl. Der Schluß ist nicht zu gewagt, daß einst auch diese Gebiete wie das nahegelegene Lesbos in den Händen der Äoler gewesen und ihnen durch die nachdrängenden Ionier abgenommen worden sind.

³³⁾ Inschriften des ionischen Dialekts (1887) S. 138. Dann in der Bearbeitung derselben Inschriften GDI. III 2 (Vorwort S. VII f.).

Alle solche Folgerungen würden im voraus abgeschnitten sein, wenn die Ansicht von der Entwicklung der Mundarten und der Stämme richtig wäre, die von Eduard Meyer³⁴⁾ vertreten wird: daß Äolisch und Ionisch als eine ursprünglich gemeinsame Mundart allen anderen griechischen Dialekten gegenüberstünden. Die Charakteristika des ionischen Dialektes seien durchweg das Ergebnis einer sekundären Entwicklung, zu der sich höchstens Ansätze schon im Mutterlande gebildet haben könnten, die aber erst in Kleinasien zu rechter Kraft gelangt sei: »Erst hier ist, wie die ionische Nationalität, so auch die ionische Sprache entstanden.« — Sätze wie dieser beruhen auf historischen Grundvorstellungen, die man dem, der sie einmal gefaßt hat, schwer wird rauben können. Doch lassen sich die wichtigsten Erwägungen formulieren, die dagegen sprechen. Daß die Verwandlung des τ vor ι in σ »der tiefgreifendste Unterschied zwischen den griechischen Dialekten« sei, wird willkürlich angenommen. Dies ist aber der einzige wesentliche Zug, in dem Äolisch und Ionisch gemeinsam von allen übrigen Dialekten abweichen. Wenn Ed. Meyer außerdem den Infinitiv auf -vαι anführt, so ist dieser dem eigentlichen Äolisch ebenso fremd wie allen dorischen Mundarten; nur im Arkadischen (und Kyprischen) erscheint er noch, das doch selbst kein ursprünglicher, sondern ein geschichtlich erst entstandener Mischdialekt ist (vgl. S. 159). Wie in dem μ der Infinitiv-Endung so stimmen die äolischen und dorischen Dialekte in der Behandlung des langen α-Lautes überein; und der Gedanke, diese Gemeinsamkeit im Gegensatz zu der ionischen Trübung in ē als grundlegendes Scheidungsmerkmal zu benutzen, ist mindestens ebenso berechtigt wie die von Ed. Meyer angenommene Einteilung nach τι und σι. Übrigens hat er selbst sich durch den Vorzustand unklarer Mischung, den er annimmt, an einem richtigen Schluß nicht hindern lassen: in der Übereinstimmung des äolischen Dialektes mit dem thessalischen sieht auch er ein Zeugnis dafür, daß die Äoler aus Nordgriechenland nach Kleinasien hinübergegangen sind (§ 151). Dieser Schluß ist doch nur unter der Voraussetzung möglich, daß der charakteristische Unterschied der äolischen und ionischen Mundart bereits vor der Einwanderung aus dem Mutterlande fertig war.

Daß die Ansicht, die wir hier bekämpfen, von Wilamowitz geteilt werden könnte, würde wohl kaum jemand erwartet haben. Hat er doch die richtigste Erkenntnis der Tatsache, daß in den homerischen Gesängen Äolisch und Ionisch nicht nebeneinander stehen, sondern aufeinander folgen. Er erklärt dies aus geschichtlichen Vorgängen (Einl. i. d. griech. Trag. [1907] = Herakles I [1889] S. 65 f.): »Zu der Zeit, von welcher

34) GA. II § 49. Eingehender begründet hatte er diese Ansicht schon vorher in den »Forschungen zur alten Geschichte« I (1892) S. 132 ff.

»es zuerst möglich ist sich einigermaßen ein Bild zu machen, etwa vom 8. Jahrhundert ab, ist der vorwaltende Stamm der ionische, von seinen Sitzen an der mysischen, lydischen, karischen Küste nicht nur nach Norden und Süden übergreifend sondern bereits die Propontis und fernere Gestade mit Pflanzstädten besetzend. Die süddorischen Inseln haben die innerliche Ionisierung bereits begonnen, vorbildlich für das Mutterland; aber auch die Äoler sind schon im Niedergange, verlieren manche Küstenplätze und sind in der Kultur nunmehr die empfangenden. Dennoch erkennen wir, daß es einst umgekehrt gewesen war. Eben das Epos, welches doch der lebendige Ausdruck der ionischen Suprematie ist, trägt die deutlichsten Spuren in Form und Inhalt davon, daß es aus äolischer Wurzel stammt.« Zu diesen Sätzen stimmt in einer Studie vom Jahre 1906 über »die ionische Wanderung« der Hinweis auf den alten Bestand äolischer Niederlassung auf dem asiatischen Festlande, von dem Smyrna an die Ionier verloren gegangen sei (S. 61) und dem auch Erythrä und Chios einst »mindestens zum Teil« angehört haben mußten, wie aus den äolischen Spuren im Dialekt dieser Städte hervorgehe (S. 62 f.). Hiernach wären Äoler und Ionier deutlich geschiedene Stämme mit ebenso deutlich geschiedenen Mundarten. Aber daneben lesen wir (Herakl. I S. 66): »Die neuen Stämme waren niemals vorher dagewesen, sowohl Äoler wie Ionier bilden sich erst allmählich unter dem Druck besonderer geschichtlicher Faktoren. Zunächst war das Mischungsverhältnis der Bevölkerung allerorten verschieden, die geschichtlichen Faktoren waren verschieden, und so ergaben sich zunächst ganz verschiedene Volks- und Sprachtypen. Eine Sprachgrenze von Äolisch und Ionisch gab es also auch noch nicht; diese ward erst gezogen, als der Zusammenschluß der Staatenbünde bestimmte Kreise zog.« — Und der Aufgabe, diese Entwicklung genauer zu schildern, wurden zwei besondere Untersuchungen gewidmet: »Panionion« (Sitzungsber. der Berliner Akad. philol.-hist. Kl. 1906 S. 38 ff.), und die schon erwähnte über die ionische Wanderung (ebenda 59 ff.). In der letzteren gedenkt er zwar der unverkennbaren Verwandtschaft zwischen Mundarten Asiens und des Mutterlandes, wie Lesbisch-Thessalisch, Arkadisch-Kyprisch, und gibt zu, daß auch diese Verwandtschaft für die Geschichte der Volkstämme verwertet werden müsse, betont dann aber aufs neue: »Darum sind doch die Volks- und Sprachindividualitäten Äolisch, Ionisch, Dorisch erst in Asien entstanden« (S. 75).

Die Kritik, die der hier angedeuteten Theorie in der zweiten Auflage der »Grundfragen« gewidmet war, braucht heute nicht wiederholt zu werden; denn Wilamowitz selbst hat seinen Standpunkt in zwischen geändert. Jedenfalls wird sich niemand mehr auf ihn berufen können

können für den Versuch oder den Anspruch, die Dialektmischung bei Homer als Nachwirkung des natürlichen Zustandes einer weit zurückliegenden Periode zu verstehen, in der sich die charakteristischen Mundarten Äolisch und Ionisch noch nicht gesondert gehabt hätten. In seinem Homerbuch vom J. 1916 bekennt er sich ausdrücklich wieder zu den Ansichten und praktisch zu den Forderungen, die seiner ursprünglichen Grundanschauung von der zeitlichen Folge Äoler-Ionier entsprechen: »In der homerischen Sprache sind, je älter sie ist, desto mehr Äolismen. Also sind die vorhomerischen, wirklichen Lieder äolisch gewesen« (S. 353 ff.).

Für Wilamowitz' neuste Stellungnahme könnten die scharfsinnigen Untersuchungen mit bestimmend gewesen sein, die, an ihn und Ed. Meyer anknüpfend, Kretschmer geführt hat. Er bemühte sich (»Ionier und Äoler«, Glotta I [1907] S. 9 ff.) die historischen Verhältnisse von der Voraussetzung aus zu begreifen, daß die Herleitung der Ionier aus Attika und Achaia doch auf die Erinnerung an Tatsachen, und zwar im Grunde an eine und dieselbe Tatsache, zurückgehe. Die älteste Bevölkerung des griechischen Mutterlandes sei die gewesen, aus der die Ionier des Ostens hervorgegangen sind, so daß »die Achäer schon eine zweite Schicht darstellen, die sich auf die 'ionische' lagerte, wie später die dorische auf die achäische«. Zu einer umfassenden Bedeutung sei der Ioniernamen erst in Asien gelangt; im Mutterlande habe die älteste Bevölkerungsschicht wahrscheinlich gar keinen zusammenfassenden Namen geführt, vielmehr werde jeder einzelne Stamm seinen besonderen Namen getragen haben. Herodot nennt die ältesten Bewohner Griechenlands »Pelasger«, und rechnet zu ihnen die Ionier und im besonderen die Athener (I 56. VII 94. VIII 44); dies stimmt zu Kretschmers Vermutung. Und wenn diese pelasgisch-ionische Bevölkerung in ältester Zeit, ehe die Achäer kamen, den ganzen Peloponnes und Mittelgriechenland inne gehabt hat, so würde sich hieraus die auffallende Erscheinung erklären, daß die Ionier Kleinasiens aus so verschiedenen Gegenden des Mutterlandes, unter anderen auch aus Achaia, ihre Herkunft ableiteten. Ohne weiteres begreift man in diesem Zusammenhange die Entstehung des arkadischen Dialektes, dessen Mischung aus Äolisch und Ionisch uns als Tatsache schon begegnet ist³⁵). Vor der Konsequenz, daß nach seiner Theorie Kreta ebenfalls eine frühere ionische Periode gehabt haben müsse, scheut Kretschmer nicht zurück, findet vielmehr von dieser Seite, in den Anschauungen über den Entwicklungsgang der kretischen Geschichte die von archäolo-

35) Hinrichs, *De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis* (1875) S. 9, nahm an, das Ionische bilde die Grundlage, so daß einzelne äolische (achäische) Bestandteile hinzugekommen wären; nach Otto Hoffmann, *Griech. Dial. I* (1891) S. 6 ff. 332, war die Reihenfolge umgekehrt. In Kretschmers *Vorgeschichte der Ionier* hat die Hinrichssche Ansicht eine neue Stütze gewonnen (Glotta I 23—26).

gischen Gesichtspunkten aus gewonnen worden sind, eine Bestätigung der sprachgeschichtlichen Hypothese (S. 21 f.).

Herodot weiß, daß die Vorfahren der Ionier zum Teil im Peloponnes gewohnt haben; ihre eigentliche Heimat ist ihm doch Attika (I 147): εἰσὶ δὲ πάντες Ἴωνες, ὅσοι ἀπ' Ἀθηνέων γερόνασι καὶ Ἀπατούρια ἄγουσι ὁρτήν. Dasselbe Verhältnis setzt Solon voraus, wenn er angesichts des Bürgerzwistes, den er schlichten soll, ausruft³⁶):

γινώσκω, καὶ μοι φρενὸς ἔνδοθεν ἄλγεα κείται,
πρεσβυτάτην ἑσορῶν γαῖαν Ἰαονίας
καινομένην.

Daß sich so alte Zeugnisse³⁷) in Kretschmers Hypothese gut einfügen, spricht gewiß für sie; ihre Grundlage aber und ihre Hauptstützen hat sie anderswo, in dem an sich richtigen Prinzip: gegenüber der bunten Mannigfaltigkeit geschichtlicher oder sagenhafter Nachrichten, die schwer in Einklang zu bringen sind, die Linien festzuhalten, die uns in den charakteristischen Unterschieden der Dialekte wie in ihrer geographischen Verteilung gegeben sind. In dem Vertrauen zu den Schlüssen, die sich aus dem Zustande der Mundarten — bei Homer und auf dem Boden Kleinasien — ziehen lassen, braucht es uns nicht irre zu machen, daß die Sammelnamen der Stammgruppen »Äoler, Dorer, Ionier« erst

36) In einem der Fragmente, die uns der unbekannte Autor der unter Aristoteles' Namen gehenden Ἀθηναίων πολιτεία aufbewahrt hat, Kap. 5. 37) Das des Solon suchte Wilamowitz unwirksam zu machen (Sitzgsber. 1906 S. 72): πρεσβύτατος bedeute seiner Herkunft nach nichts anderes als πρέσβιστος, also den Vorrang, nicht das Alter; beruhe der Vorrang auf dem Alter, so heiße das eigentlich πρεσβύτατος γενεῇ, wie Z 24. Das stimmt nicht. In Z ist von Bukolion die Rede, einem unehelichen Sohne des Laomedon, den vor den übrigen (Tithonos, Priamos usw.) natürlich nur das Alter, nicht die Würde auszeichnen kann: πρεσβύτατον γενεῇ, σκότιον δὲ ἔχειν αἶμα μήτηρ. An sich liegt in γενεῇ nichts vom Alter. Wo beide Begriffe direkt gegenübergestellt werden, heißt »älter« πρεσβύτερος, »vornehmer« γενεῇ ὑπέρτερος (A 786 f.). Und wo Hera sich ihrer Vorzugstellung rühmt, sagt sie: καὶ με πρεσβυτάτην τέκετο Κρόνος ἀγκυλομήτης, ἀμφοτέρων, γενεῇ τε καὶ οὐνεκα σὴ παράκοιτις κέκλημαι (Δ 59 f.). Da bezeichnet πρεσβυτάτην γενεῇ geradezu die Vornehmheit; Aristonikos, der das hervorhebt (ὅτι οὐ καθ' ἡλικίαν λέγει, ἀλλ' ἐν τιμῇ), bemerkt weiter: ὅτι γενεῇ ἀντὶ τοῦ γένει. Auch v 142, wo sich Poseidon πρεσβύτατον καὶ ἄριστον unter den Göttern nennt, meint er wohl τιμιώτατον. An den übrigen Stellen, wo πρεσβύτερος (O 204; vgl. N 355), πρεσβύτατος (A 740. N 429. Φ 143), πρεσβυγενής (A 249) vorkommen, bezeichnen sie einfach das Alter; πρέσβιστος kennt Homer noch nicht. So haben wir allen Grund an der Auffassung festzuhalten, daß sich für die Formen von πρέσβυς wie für so manche Synonyma auch in anderen Sprachen der Begriff der Würde aus dem des Alters entwickelt habe. Was Solon im Sinne gehabt hat, läßt sich freilich nicht sicher sagen; nur kann ich Wilamowitz nicht zugeben, daß »ältestes Land« deshalb unmöglich sei, weil »die Länder doch nicht wie Kinder oder Städte hintereinander geboren« seien. Sie wurden doch nacheinander besiedelt. Die Kürze des Ausdruckes würde der Dichter verantworten müssen — und können.

in verhältnismäßig später Zeit hervortreten. Dies deutet freilich darauf hin, daß die vielen kleineren Stämme und Stämmchen erst spät zum Bewußtsein ihrer Einheit gelangt sind; aber darum kann sehr wohl diese Einheit tatsächlich schon vorher bestanden haben. Sie äußerte sich in Sprach- und Lebensgewohnheiten, die durch allen Wechsel der Zeiten bewahrt wurden, bis schließlich ihre Träger auf die Gemeinsamkeit dieses Besitzes achteten und aus ihr die Erkenntnis schöpften, daß sie selbst durch ursprüngliche Verwandtschaft verbunden seien.

Die Theorie, daß Äolisch und Ionisch erst in Kleinasien aus einem älteren Mischdialekt sich gesondert haben, würde für die homerische Frage zu einer sehr wichtigen Konsequenz führen, auf die schon hingedeutet worden ist. Danach hätte man anzunehmen, daß die Dialektmischung im Epos nicht etwas sekundär Gewordenes wäre, sondern eben der Niederschlag jenes ursprünglichen Mischzustandes. Versuchen wir uns das vorzustellen. Der ältere Gesamtdialekt müßte im Vergleich zu den beiden Mundarten etwas Einfaches gewesen sein; er müßte alle die Merkmale enthalten haben, in denen Äolisch und Ionisch übereinstimmen, und daneben an den Stellen, wo beide voneinander abweichen, eine ursprünglichere Gestalt, aus der sich durch Differenzierung das Abweichende entwickelt haben könnte. Aber, wo in der Wirklichkeit Äolisch und Ionisch verschmolzen auftreten, da zeigt sich überall nicht größere Einfachheit, sondern erhöhte Mannigfaltigkeit. Das Arkadische nimmt ja eine mittlere Stellung ein. Und wenn dort alle Verba auf -έω, -άω, -όω nach äolischer Weise in die Analogie der Verba auf -μι übergegangen sind, der Infinitiv des nichtthematischen aktiven Präsens immer der ionischen Bildung folgt (ῆναι), so könnte man vielleicht sagen, dies seien zwei Merkmale einer die beiden großen Zweige noch ungespalten darstellenden Vorstufe. Trotzdem sagt das niemand, sondern man erklärt die scheinbare Doppelnatur der Mundart aus Verbindungen und Berührungen, durch die der arkadische Stamm im Verlaufe seiner Geschichte hindurchgegangen ist. Vollends muß so die epische Sprachmischung beurteilt werden, in der die verschiedenen Elemente nicht nach irgendwelcher auch nur äußerlichen Regel verteilt sind, sondern jedesmal innerhalb derselben Gruppe die heterogenen Formen nebeneinander stehen: ἔμμεναι und εἶναι, ἀργεννός und φαεινός, ἄμμι und ἡμῖν (S. 149), λαός und νηός (S. 159), μάν und μήν, ταλαύρινος und ἄρρηκτος (S. 155). Ein solches Gemenge kann unmöglich den ungespaltenen Zustand eines früheren Gesamtdialektes darstellen; es muß auf unorganischem Wege unter der Einwirkung äußerer Ursachen entstanden sein.